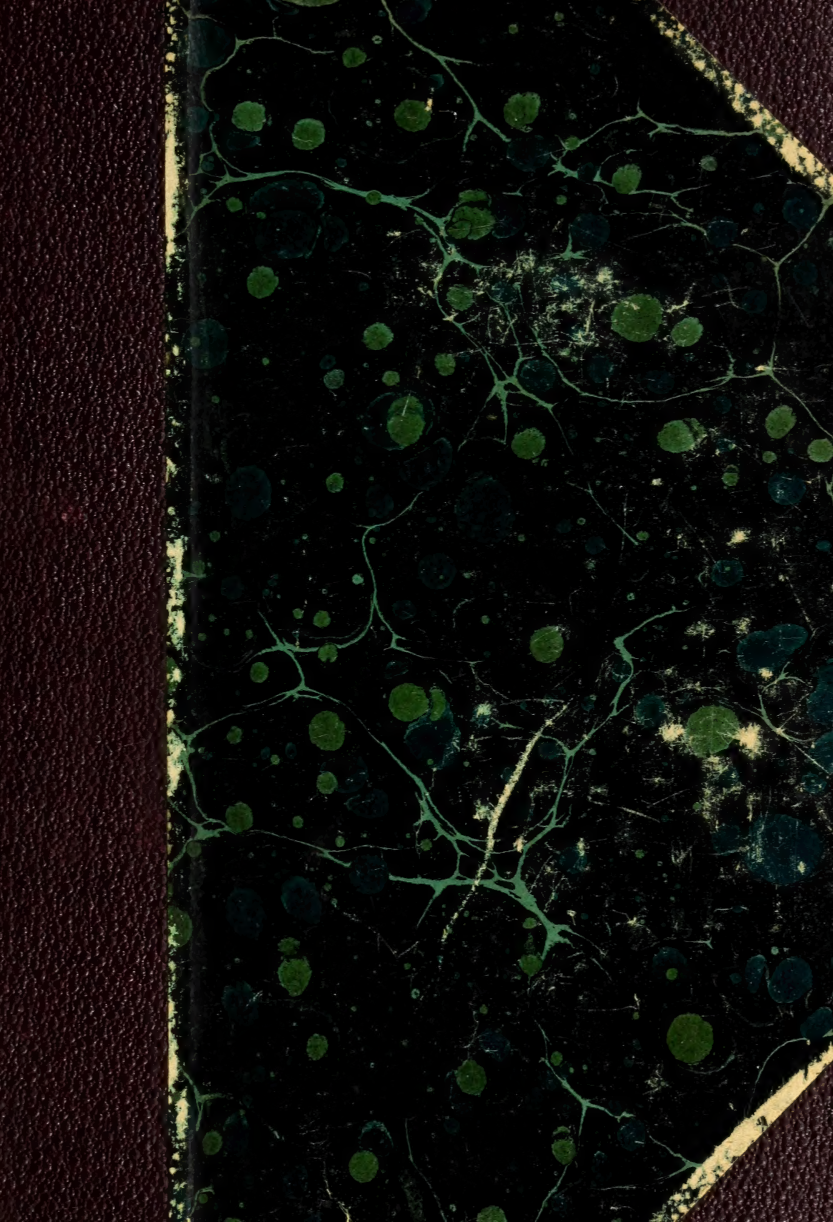






Mit herzlichem Dank! Der Verfasser.



Selbsterlebtes
Selbsterzähltes

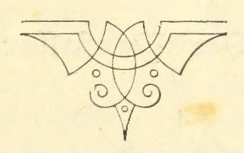
4 Episoden aus meinem Leben.

Nach einem Vierteljahrhundert.

Estudiantina.

Mein Freund Don Augusto.

Der Besitzer des Popocatepetl.



Selbstverlag Martin Fraenkel.

[illegible]

II. Czerningasse 13, II. St., T. 16.

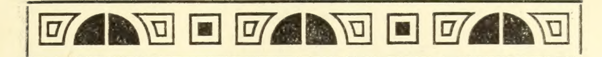
Nach
einem Vierteljahrhundert.

Ew. Hochwohlgeboren

in herzlicher Dankbarkeit gewidmet!

Der Verfasser

Martin Fraenkel



Nach einem Vierteljahrhundert!

Weihnachten nahte mit Siebenmeilenstiefeln; es lag in der Luft, es schimmerte aus tausenden von Schaufenstern, es schlummerte in Millionen von erwartungsvollen Kinderherzen und es bangte in aber und aber Millionen von väterlichen Portemonnaies, es rasselte auf unzähligen Lastwagen durch die Geschäftsstraßen, es drückte Flotten von Schiffen tiefer in die salzige Flut, es durchquerte in „Elektrischen" Plätze, Straßen und Vorstädte und es surrte auf zahlreichen öffentlichen und Privatautos die Verkehrsadern tutend und hupend, als riefen sie höhnisch der Welt zu: Wir sind die Herren der Stadt und von allem, was so drum und dran hängt. Auf den Trottoirs, da schob es sich, da wogte es, daß sie brausenden Bergbächen glichen, die einen schoben und die andern wurden geschoben. So geht es auf der Welt, und die da, die es verstehen zu schieben, das sind die, die da vorwärts kommen und an die Spitze gelangen, an der immer noch Platz

ist. Deutschland schiebt auch und treibt, und es ist gut so, daß es immer noch Rivalen hat, die sich schieben und treiben lassen, und wo man hinkommt in der Welt, da findet man Deutsche, sei es im entferntesten, im verborgensten Handelsplätzchen up the river und da schiebt er die Konkurrenz beiseite und treibt Handel und Industrie, Gewerbe und Nächstenliebe, und wieder ihn treibt ein unwiderstehlicher Unternehmungsgeist, der ihm angeboren — und so weiter ad infinitum.

Ich stand am Fenster und „starrte" auf die Straße hinab. Ach, wie gerne hätte ich es geschaut, dieses freudige Getümmel auf den Straßen, die vor Aufregung und Erwartung glühenden Kindergesichter und die glückstrahlenden Mienen der reich mit Schätzen beladenen Mütter, Tanten und Schwestern.

Es war nun das dritte Mal, daß es mir versagt war, freudig zu sein mit den Freudigen. Aber nicht der Gedanke war es, leer auszugehen bei dem großen Freudenfeste, sondern die beklemmende Tatsache, nicht auch die erfreuen zu können mit einer Ueberraschung, einer Aufmerk-

samkeit, einer Gabe, welche im verflossenen Jahre Aufopferung, Nachsicht, Freundlichkeit und Güte dem Blinden erwiesen hatten. Ja, die Finanzen. — Wenn die nur besser wären. Wie gerne hätte ich Fräulein Martha zum heiligen Abend eine kleine Freude bereitet für alle die Zeit, die Geduld, die treue Pflichterfüllung und die stete Bereitwilligkeit, die die ganze Zeit auch nicht einen Augenblick gewankt hatte, immer gleich gütig bereit, dem Blinden sein trauriges Dasein zu erleichtern.

Ich werde eine Weihnachtsgeschichte schreiben, dachte ich bei mir, das ist aktuell und ewig neu, beliebt bei alt und jung, hoch und niedrig. Ich werde mir Mühe geben, vielleicht hilft mir meine Phantasie, Gestalten und Szenen heraufzuzaubern, die die Herzen rühren. Man wird die Geschichte lesen und man wird sie mir bezahlen und dann werde ich Geld haben und ich werde Fräulein Martha etwas Schönes kaufen und sie wird sich freuen und ich werde auch meine Weihnachtsfreude haben. Der verflixte Optimismus, der wieder mit mir davon lief. Aber rasch ans Werk, gesagt, getan; keine Zeit verlieren, ehe

die Gedanken fliehen und die strenge, frische Weihnachtsluft einem trüben Matschwetter trostloser Gedankenversumpftheit Platz macht.

„Fräulein — bitte, kommen Sie doch herein, wenn Sie Zeit haben und bringen Sie einen großen Konzeptbogen mit und das große Tintenfaß und eine neue Feder und vergessen Sie nicht das Linienblatt, denn Sie wissen, sonst geht es abwärts mit meiner Literatur", und Fräulein Martha erschien gleich darauf, lachend, mit den gewünschten Utensilien und fragte: „Na, was soll ich denn nun wieder schreiben, wahrscheinlich wieder so eine dumme Geschichte von Meriko oder dem Pfefferland, voll von alten Hexen, Giftmischern, Haifischen und kahlköpfigen Aasgeiern."

„Nein", sagte ich, „heute mache ich in besserer Literatur, ich habe eine Idee, eine sehr gute Idee, ein Weihnachtsmärchen, wie es noch nicht gedruckt ist, etwas ganz Neues; also bitte, Fräulein Martha, rücken Sie das Linienblatt zurecht, tauchen Sie ein und schreiben Sie." —

Dabei fing ich an, energisch im Zimmer auf und ab zu gehen, so gut meine Blindheit

eine Stabilität dabei möglich machte und drehte die Kurbel in meinem Phantasiekasten auf und ließ die Gedanken surren und surren und öffnete die Lippen und schluckte und schwieg.

„Nun", interviewte mich Fräulein Martha, „ich bin bereit, die Tinte trocknet mir ja auf der Feder ein, fangen Sie doch endlich an." Da kam mir die Idee zurück und ich diktierte frisch drauf los: Es war einmal — und da blieb ich stecken und nach einer Minute oder so fragte sie schalkhaft: „War es wirklich einmal?" und ich versicherte ihr ernsthaft, daß dem wirklich so sei und dann gestand ich ihr kurz, daß alle die schönen Gedanken wieder weggeflogen waren oder vielmehr nicht aufkommen konnten bei der Konkurrenz auf der Straße mit ihrem frohen Lachen, ihrem Scharren und Trampeln, ihrem Surren und Pfeifen, Fauchen und Tuten, die lebende Weihnachtsbilder schuf, wirkliche und wahrhaftige, neben der meine Phantasie ein blasses Daguerretyp blieb.

„Wissen Sie was, Fräulein", sagte ich, um mir aus der Verlegenheit zu helfen, „wir wollen hinunter auf die Straße gehen und uns in das

frohe Gedränge da unten mischen und horchen und lauschen und uns drängen und schieben lassen und so selbst mitwirken in dem großen lebendem Bilde, das sich da abspielt und das sich Weihnachtstrubel nennt und da werden mir die Gedanken wieder kommen, denn mit den frohen Kinderstimmen und mit dem Knarren der Waldteufel und den Witzen der Hampelmänner wird die Kindheit wieder wach in mir werden und die Weihnachtsfeen, die mir im Laufe der Jahre in dem wirren Getriebe der Welt fremd geworden sind, werden meinem Geiste wieder näher kommen und mir Ideen und Gedanken zuflüstern, Weihnachtsgedanken, und die wollen wir festhalten und sie schnell hinaufbringen in unser Stübchen und Sie werden sie niederschreiben und der Drucker wird sie drucken und das weite Publikum, Groß und Klein, wird sie lesen mit Erstaunen, daß das Weihnachtsmärchen noch nicht ausgestorben ist, daß es noch Platz hat und lebt und gedeiht in dem großen Babel, in dem wir leben, der großen Handelsstadt, der man nur den einen Gedanken zuschreibt, Geld zu verdienen, Geld, Geld und immer wieder Geld!

Und nun, liebes Fräulein, laufen Sie schnell und setzen Sie ihr Pelzbarettchen auf und ziehen Sie den Silbergrauen an, der zwar schon etwas alt aber mollig ist, denn es scheint recht kalt draußen zu sein." Ich tappte nach meinem Hut und Parapluie und ehe ich noch diese beiden notwendigen Appendice zusammen hatte, war sie auch schon wieder da, fix und fertig und meinte: „Nun aber schnell und halten Sie sich heute recht fest an meinem Arm, damit Sie mir in dem Gedränge nicht abhanden kommen."

Das Lärmen und das Getöse unten war so groß, daß an eine Unterhaltung kaum zu denken war und einem das eigene Wort fremd vorkam, so klanglos verschwand es in dem Tohuwabohu der großen Verkehrsader. Zwei, drei, vier Uebergänge von Seitenstraßen wurden glücklich genommen, wenn auch das Lavieren in den Wogen des Riesenverkehrs nicht ganz leicht war. Da, an einer Ecke nicht weit vom Hauptbahnhof kam der erste Chok und zwar ein so heftiger, daß die Leeseite unseres Schiffleins Havarie erlitt. Ein Frachtdampfer in Gestalt eines schwerbeladenen glücklichen Vaters, der wahrscheinlich

noch schnell einen Zug erwischen wollte, war in der Hitze seiner Bestrebungen mit seiner Ladung, einem großen harten Pakete, mit dem Teile meines Gesichtes kollidiert, in welchem sich mein linkes Auge befand. Ich hatte entschieden Pech mit meinen Augen, das war klar, früher mit dem rechten und jetzt mit der Ersatzreserve Ein heftiger Schmerz in der Augenhöhle sowie ein gewisses nasses Gefühl darin, wie es nur das Quellen von Blut mit sich führt, belehrte mich, daß der Anprall nicht ohne unangenehme Folgen geblieben war. Glücklicherweise war der gläserne Augapfel nicht zerbrochen, was ich erst befürchtet hatte. Davon überzeugte sich Fräulein Martha. Aber da das Blut langsam weiter hervorsickerte, wollte sie die Sache nicht so ohne weiteres auf sich beruhen lassen und sagte: „Wir wollen gleich zu einem Arzt gehen, damit er die Wunde ordentlich untersucht und verbindet.“ Und sie strengte ihre Augen rechts und links an, um die Platte des nächsten besten Aeskulap zu entdecken, zu entziffern.

„Eureka“, frohlockte sie schon nach wenigen Schritten, „da hätten wir schon einen und“

nähertretend, „sogar einen Augenarzt, da haben wir ja verhältnismäßig noch Glück". Das Mädchen oben wollte uns, da die Sprechstunde bereits vorüber war, nicht hereinlassen, aber als sie das blutige Taschentuch sah, wurde sie doch weicher gestimmt und meinte, sie wolle doch nachsehen, ob der Herr Doktor noch im Studierzimmer sei. Der Herr Doktor war noch im Studierzimmer und wir wurden hineingeführt.

Der Arzt, eine hohe Erscheinung in den Fünfzigern, wie die Richtung und der Tonfall seiner Stimme mir verrieten, — ich bin nämlich seit meiner Erblindung so eine Art Sherlock Holmes geworden — war sichtlich perplex, als er seine Untersuchung begann: Ein Mann mit beiden Augen aus Glas, das wäre ihm in seiner langen Praxis doch noch nicht vorgekommen, meinte er. Er stillte das Blut und verband die kleine Wunde, dann sagte er: „Die Sache hat nichts auf sich, in wenigen Tagen wird es nur noch eine Erinnerung sein, aber erzählen Sie mir doch, wie sind Sie eigentlich zu diesem furchtbaren Zustand gekommen, wie haben Sie beide Augen verloren?"

Ich berichtete ihm kurz, wie ich an Bord eines Schiffes, kurz vor der Ankunft in Amerika, durch die Messerstiche eines Irrsinnigen mein linkes Auge eingebüßt hatte und wie nach vielen Jahren auch die Sehkraft des rechten Auges verloren gegangen, so daß auch dieses dem Operationsmesser des Arztes zum Opfer fallen mußte.

„Wer hat die Exkulpationen gemacht?“ forschte er weiter. „Die erste führte Professor Knapp in New-York, die zweite Professor Siler aus.“ Der Doktor ließ eine kurze Pause in der Unterhaltung eintreten, er überlegte sichtlich, dann bemerkte er: „Und wann, sagen Sie, wurde die erste Operation ausgeführt?“ — „Im Mai 1882.“ — Der Arzt schien diese Auskunft erwartet zu haben. Dann frug er weiter: „Und besinnen Sie sich noch auf Ihre Pflegerin im Hospital zu Wards Island?“ Das Herz stand mir einen Augenblick still. Die Frage war mir zu unerwartet gekommen. Dann sagte ich stockend und mit etwas zitternder, unsicherer Stimme: „Meinen Sie Fräulein Clara, unsere Clara oder „Schwesterchen“, wie sie von den Deutschen in der Ward allgemein genannt wurde, Herr Doktor?“

— „Dieselbe!“ antwortete er mit etwas heiserer Stimme.

„Ja, glauben Sie, Herr Doktor, daß ich die vergessen hätte oder auch nur einen Augenblick vergessen könnte, die mir damals mein junges Leben, an dem ich gar sehr hing, gerettet und, was mehr, viel mehr ist, mir den Glauben an Gott, die Menschheit und eine Gerechtigkeit in den schwersten Stunden meines Daseins wiedergegeben und dies in einer Stunde, wo ich voller Verzweiflung an allem, was einem Menschen heilig sein kann, nur den einen Gedanken hatte, mein unglückseliges Ich ohne viel Aufhebens in die Ewigkeit einzuschmuggeln!“ Ich hielt einen Augenblick inne, da ich nicht recht wußte, ob mein Erzählen den Herrn derart interessierte, daß ich seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sagte kurz: „Fahren Sie fort!“

„Es war am Tage meiner Einlieferung in das Hospital, als die Sache sich ereignete. Die amtierenden Aerzte hatten meine Wunden frisch verbunden und kopfschüttelnd Bemerkungen über den schlechten Verband des Schiffsarztes gemacht. Der Blutverlust war ein ungeheurer gewesen

und der Pulsschlag äußerst schwach. Nach einigen Anordnungen verließen mich die Herren wieder, nur die Nurse blieb noch kurze Zeit bei mir. Es war ein junges deutsches Mädchen mit äußerst gutmütigem Gesicht, mit wahren Madonnenzügen.

Ich blieb allein. Der erste Elan nach der ungeheuren Aufregung der Einfahrt in den Hafen und der ganzen Affäre war einer großen Abspannung gewichen. Die Reaktion war eingetreten. Gleichgültig für alles, was um mich her war, döste ich vor mich hin. An Hause dachte ich wenig. Ich hatte zu wenig Gutes dort erfahren, um mit tieferen Gefühlen daran zu hängen. Seitdem der Vater nach kurzer Witwerschaft die rote Schauspielerin als zweite Frau ins Haus geführt hatte, war das Wort „Heim" für mich nur noch ein leerer Begriff gewesen. Einzelne Gedanken kamen und gingen, aber es war mir unmöglich, sie festzuhalten. Selbst die Tatsache, daß ich mit 20 Jahren ein Krüppel geworden, auf Lebenszeit entstellt war und nun in diesem Zustande den schweren Kampf ums Leben in einem fremden Lande auszufechten

hatte, war mir in diesem Augenblicke nur unklar und verschwommen und beunruhigte mich wenig. Ein Meer von Stumpfsinn hatte sich meiner bemächtigt und ich hatte das Bewußtsein dieses Stumpfsinnes. So ernst wie die Situation war, verließ mich auch hier der Humor nicht und unwillkürlich lächelten meine Lippen, als mir die alte Melodie aus der Studentenzeit einfiel, die ich vor mich hinsummte:

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen“,
„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust!“

Fremde Laute tönten hier an mein Ohr, man sprach englisch mit starkem irischem Accent, interessiert lauschte ich den Worten. Hier war eine Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse zu bereichern und die durfte ich nicht vorübergehen lassen. Es waren zwei Wärter, die an das Fußende meines Bettes getreten waren, Männer mit roten breiten Bulldoggengesichtern, mehr Fleischergesellen, denn Krankenwärtern gleichend.

„I say, Jimmie“, sagte der eine, „the doctor 's said this 'ere dutchie is a sure goer. He won't pass the night. I've been to a surprise party last night and I need

my night's rest. Give 'm a something into his „nightcap", so that I won't have to run after the doctor".

„All right, Charlie", antwortete Jimmie, und die beiden Edlen entfernten sich, um beim Schichtwechsel noch schnell a drop o' „Old Scotch", hinter die Binde zu gießen, den wievielten heute, war wahrscheinlich schwer zu sagen.

Ich hatte das Gespräch, das im breitesten Brogue gesprochen worden war, wohl verstanden. Ich sollte, um den gemütvollen Charlie die Nachtruhe nicht zu stören, mittels einer Dosis „Etwas", vielleicht Laudanum, in meinem Nachttrunk geräuschlos ins Jenseits befördert werden, da doch nicht mehr viel an mir zu retten war. Eigentlich amüsierte mich die Sache im ersten Augenblick, dann übermannte mich wieder die bleierne Apathie. Ich schloß die Lider. Ohne das Bewußtsein zu verlieren, hatte ich doch nicht mehr die Kraft, einen richtigen Gedanken zu fassen und den Ereignissen entgegenzuhandeln. —

Stunden vergingen. Ich hörte die Glocke auf dem Turme 5 Uhr schlagen. Unwillkürlich

zählte ich die Schläge nach, die Ewigkeit rückte mit Schnellzugsgeschwindigkeit näher, und doch wähnte ich jede Sekunde eine Ewigkeit. Die Schatten der hohen Bäume vor den Fenstern der „Ward“ wurden länger und länger, und hatten Teile des Raumes, in dem ich lag, bereits in graues Dunkel gehüllt, während zwischendurch auf den Dielen sich noch der helle Sonnenschein spiegelte und die Luft darüber in Myriaden von Atomen pirouettierte.

So groß auch die Apathie und Lethargie, die von meinem Körper Besitz ergriffen, war, hatten doch die Glockenschläge eine Wirkung auf meinen Geist hervorgebracht. Der Nachttrunk, der den Abgrund zwischen Dasein und Ewigkeit in leichtem Bogen überbrücken sollte, war nun so nahe gerückt, daß seine Existenz doch nicht mehr so ganz von mir ignorirt werden konnte. Meine Gedanken wurden wieder rebellisch. Warum mir dies alles? Warum sollte ich mit meinem Leben dafür büßen, daß ich eine gute Tat begangen hatte? Warum? Warum? Die Doktrin von der göttlichen Vorsehung wollte mir in diesem Augenblicke absolut nicht einleuchten.

Ich begann gegen sie zu eifern und eiferte mich, wenn man bei meiner damaligen minimalen Willenskraft es so nennen kann, in eine gewisse auflehnende Gereiztheit gegen die Gottheit hinein. Dann erinnerte ich mich der Auferstehung. Da wurden ja wohl die guten und bösen Taten gewogen. Ich schauderte. Nur eine gute Tat? Nicht mehr? Ich begann hastig Inventur zu machen. Ich zermarterte mein Hirn und suchte. Ich fand auch noch einige mehr, die eventuell dafür gelten konnten, wenn der Herrgott nicht so genau hinsah, aber dann kamen die Bösen. Sie kamen herangerückt, ohne daß ich es hindern konnte, mit viel Halloh, und Pauken und Trompeten. Und sie kletterten und purzelten übereinander und stürzten sich in die Wagschale, daß sie schwer herniedersauste und das Zünglein ganz schief stand und die andere Wagschale mit dem winzigen Häuflein meines Habens ganz oben in der Luft baumelte und hin- und hertanzte, so leicht war es. Und das Soll des Fazits meines Lebens wälzte sich wie eine Riesenlawine auf meine Brust, daß sie schwer atmete und kämpfte und ich die Last kaum tragen konnte. Ich

zitterte vor Schreck und namenloser Angst. Der kalte Schweiß rann, strömte mir aus den Poren und in weniger denn keiner Zeit war ich wie in einem Eismeer gebadet. Um des Himmels willen, stand es so um mich? War da keine Rettung, keine Schiebung möglich? Mein geistiges Auge überflog blitzschnell, schreckensvoll die Sündenlast, hier die kleinen, dort die großen. Da schien es mir, als ob plötzlich ein gütiges göttliches Auge die ganze Bescheerung mit freundlichem Blicke musterte, und die Sündenschale flog pfeilschnell in die Höhe, sodaß das Zünglein senkrecht stand. Ja die Kreditschale senkte sich noch ein wenig mehr, so daß sogar ein kleines Saldo zu meinen Gunsten sich ergab. Und wie Schuppen fiel es von meinen Augen und ich urteilte mit denselben Augen wie die Gottheit selbst und staunte. Die großen und die kleinen Sünden zerflossen wie in nichts vor der großherzigen Kritik eines Gottes, der weder der König der Philister noch der Präses einer universellen „Spießer"-Vereinigung ist.

Das Rascheln von Frauenröcken und leise Fußtritte riefen mich aus meiner Gottähnlichkeit

in die rauhe Wirklichkeit zurück.

Es war die deutsche Nurse, die gekommen war, mir meinen Abendgruel zu bringen.

Sie sagte: „Hier, Herr Fraenkel, ist Ihr broth, es ist mutton broth, es ist sehr gut, ich habe es selbst probiert, essen Sie nur tüchtig, damit Sie recht bald wieder zu Kräften kommen. Und dann habe ich Ihnen auch noch ein Körbchen mit frischen Erdbeeren mitgebracht. Die habe ich eben eigens für Sie gepflückt, da ich heute Nachmittag in der Office Ihre Geschichte gehört habe und wie Sie zu Ihrer Verwundung gekommen sind. Die Erdbeeren dürfen Sie erst morgen früh essen, wenn Sie aufwachen, dann bekommen Sie Ihnen besser. Und nun wollen wir beten".

Damit kniete sie nieder, den Kopf gen das kleine Kruzifix gewandt, das an der Wand zu meiner Linken hing und betete. Es war keine Litanei, kein auswendig gelerntes Gebet, keine abgedroschenen Verse. Es waren nur einfache Worte ohne Phrasen, keine Gottanhimmelei und doch jedes Wort Gott gefällig, wohl angebracht und ohne Ziererei, geraden Wegs zum Herrgott

gehend und rückwirkend geraden Wegs zu meinem Herzen. Ich hatte die Hände gefaltet und betete mit. Es war ein Gebet, wie es in jedem Menschenleben vorkommt, aber auch nur einmal, au moment du sublime et du suprême!

Als eine halbe Stunde darauf der gemütvolle Charlie mit seinem „nightcap", dem präparierten Whisky kam, stieß ich seine Hand energisch zurück und weigerte mich entschieden, das Höllenbräu zu trinken. Schwester Clara's Erdbeeren sollten doch am Morgen gegessen werden und dazu mußte ich doch noch leben. —

Acht Tage später war ich wieder auf, nach weiteren acht Tagen wurde ich operiert und vier Wochen nach Fräulein Claras glücklicher Intervention war ich bereits an der Arbeit, mir mein Brot in der Neuen Welt, wenn auch als Krüppel und unter recht schwierigen Verhältnissen zu verdienen.

Der Doktor hatte mir, ohne mich zu unterbrechen, zugehört, dann bemerkte er kurz: „Und erinnern Sie sich des jungen Assistenzartes, der immer bei den Visiten mit dem Oberarzt kam und der Sie dann auch nach der Klinik zu

Professor Knapp begleitete? Das war ich." Und damit stand er auf, wandte sich der Tür zu und diese öffnend, fügte er bei: „Und Schwester Clara ist nunmehr seit beinahe 24 Jahren meine liebe Frau und so Gott will, feiern wir nächstes Jahr unsere silberne Hochzeit." Damit öffnete er die Tür und rief in das nächste Zimmer: „Clärchen, komm doch mal herein, hier ist ein alter Bekannter aus unserer New-Yorker Zeit, von Wards Island." Und er erwähnte kurz die Begebenheit. Die Frau Doktor erinnerte sich meiner allerdings nur dunkel. Sie mochte wohl viele solcher Szenen erlebt haben. Aber sie freute sich doch herzlichst über dies Wiedertreffen.

In diesem Augenblick ertönte eine helle Stimme im Vorzimmer, ein Hin- und Widerreden. „Aber, bitte, schicken Sie mich doch nicht den weiten Weg zurück und die schönen Rosen würden doch sicherlich erfrieren, wenn ich sie in der grimmigen Kälte wieder mit wegnehmen müßte."

Damit klopfte die Sprecherin resolut selbst an die Tür und ohne ein „Herein" abzuwarten,

trat sie stürmisch ins Zimmer, wo sie in ein konvulsivisches Schluchzen ausbrach.

Der Doktor beruhigte sie so gut er konnte.

„Ach, Herr Doktor, ach, ich bin so rasch hierher geeilt, um Ihnen die Rosen zu bringen und Ihnen zu sagen, daß unser liebes gutes Lieschen seit heute Mittag wieder etwas sehen kann, sie kann schon einzelne Gegenstände genau unterscheiden und das Tageslicht tut ihr schon garnicht mehr so weh, und da bin ich schnell hierher gelaufen, den weiten Weg, um Ihnen zu danken, daß Sie Lieschen das Augenlicht gerettet haben und da wollte mich das Mädchen nicht herein lassen und sagte, Sie wären nicht mehr zu sprechen — und — — —", alles dies von Schluchzen unterbochen.

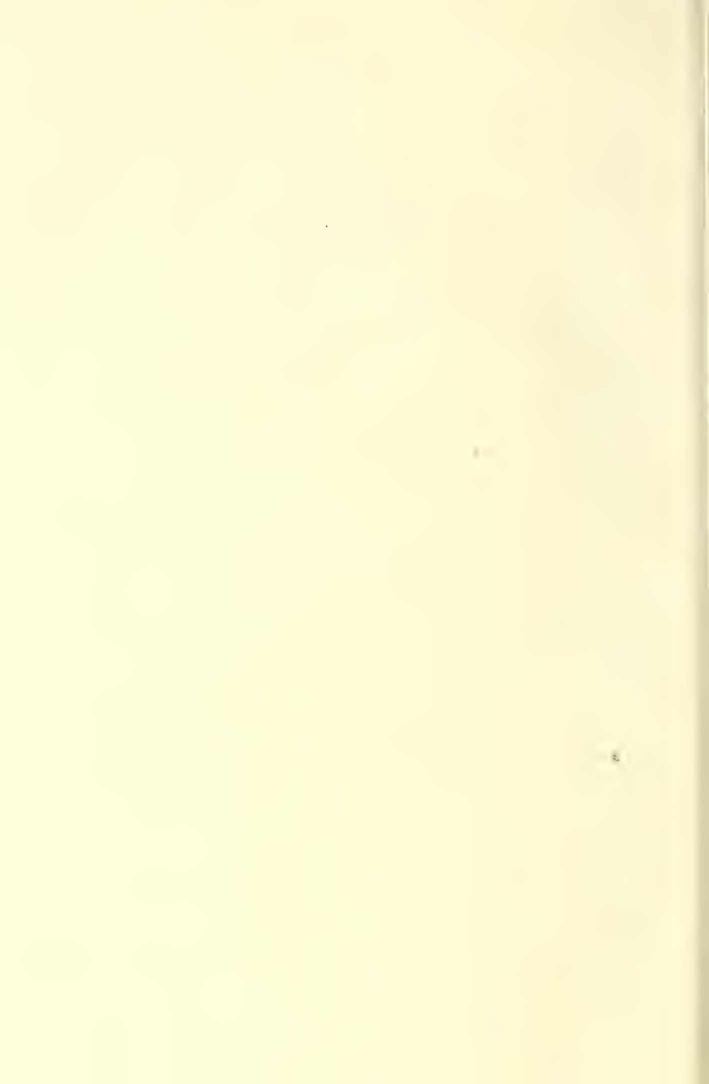
* * *

Ich war ausgegangen, um das Weihnachtsmärchen zu finden und ich hatte es gefunden. Aber nicht so, wie ich es mir gedacht hatte, im

schimmernden bunten traditionellen Flitterkleide der Theater- und Pantomimenfee, sondern im ernsten praktischen Gewande der Wissenschaft, der stetig vorwärtsstrebenden, unermüdlichen, die nur ein Ziel im Auge hat, zu wirken im Dienste und zum Heile der Menschheit!



Estudiantina.





Ich möchte jedes Wort dieser Erzählung lieb-kosen, dieser traurigsten, aber liebreizendsten Erinnerung meines Lebens. —

Aber um sie ganz verstehen zu können, um mitzufühlen, mitzuempfinden, muß man den Ort kennen, an den sie sich knüpft; muß man Las Flores gesehen und geatmet haben, Las Flores, jenen Blütenvorort von Buenos—Aires mit seinen reizenden Landhäusern, umwuchert von Blumen und Blüten jener wunderbaren Halb-tropenwelt; und man muß sie gekannt haben, die lustige Estudiantina, jenen ausgelassenen Studentenverein, und seine kecken, feschen Mit-glieder, chic, witzig und musikalisch bis in die Spitze des kleinen Fingernagels, vor allem Paquito und Ramoncito und Luis und wie sie alle hießen die lieben, lustigen Burschen, mit ihren feinen, durchgeistigten Zügen und den schmalen Köpfchen, den atlasgefütterten Capas, ihren

Mandolinen, Bandurias und Guitarren; alle reicher Leute Kind, ohne Sorgen und nur Frau Musica und Aphroditen huldigend. Aber vor allen müßte man sie gekannt haben, Pura und — die Liebe!

Der Anfang war wie immer romantisch, die Entwicklung banal, das Finale eine Symphonie.

Er hieß Francisco, sein Vater war Rentier, die Mutter eine gute Frau, und er das einzige Kind. Demnach waren ungefähr so ziemlich alle Vorbedingungen gegeben, den dabei noch bildhübschen und hochbegabten Jungen zu verziehen und zu verhätscheln. Niemand nannte ihn bei seinen Taufnamen, für alle Welt war er nur Paquito, und daß ein flotter, hübscher und reicher Jüngling, der mit einem so süßlichen Kosenamen behaftet ist, keinen ernsthaften Bestrebungen nachzuzehen vermag, liegt wohl auf der Hand. Pura dagegen war arm, ihre Mutter ein verkümmertes Nähfräulein, sie war sittsam und bescheiden, vom Leben wußte sie wenig und ihre sechzehn Jahre, die sie in dem kleinen Stübchen und zwischen den Rosenhecken von Las Flores hingeträumt hatte, wußten wohl viel von katholischer Glaubenslehre, von etwas Nähkunst und ein ganz

klein wenig von weiblicher Koketterie. Der weiche Wind, der vom Silberflusse herüberwehte und den Duft von Millionen Blumen und Blüten mit sich trug, hatte noch nicht den Keim der Liebe in ihr kleines neugieriges Herzchen gestreut. Sie war hübsch, graziös und voll von Liebreiz, wie es dort unter jenem gesegneten Himmelsstriche die Töchter des Landes in der Regel sind. Aber eines Abends da mochte wohl die Luft ganz besonders mit Zärtlichkeit und Liebe geladen sein und da schlug auch die Stunde für ihr Herzchen. Die Mutter war noch nicht heimgekommen, Pura erwartete sie mit Ungeduld, und mit Entzücken lauschte sie am Fenster den fernen Klängen einer Serenade, die wohl von einer Estudiantina einer glücklicheren und reicheren Mitschwester gebracht wurde. Wunderbar berührten die weichen Melodien der schmelzenden Liebeslieder alle Akkorde ihres jungfräulichen Gemütes und der Boden war auf das Beste vorbereitet für das, was die nächste Viertelstunde für sie in Bereitschaft hielt. Alles blühte, reifte und duftete um sie herum, der silberne Mond, der nirgends märchenhafter scheint als in jener reinen Luft, die der großen

Stadt am Silberstrom den Namen gab, umgoß Alles mit jener magischen Beleuchtung, die der Phantasie, der Poesie und der Liebe so sympatisch und so förderlich ist. Es ging ihr, wie es allen Mädchen in derartigen Fällen geschieht, ihr Herzchen wurde weich und hämmerte rascher, die Augen wurden feucht und eine große Sehnsucht nach etwas Lieben und womöglich Hübschen erfüllte sie. Da hob sie plötzlich ihr Köpfchen und horchte gespannt hinaus in die Abendluft, die Klänge der Mandolinen und Guitarren kamen nämlich plötzlich näher und immer näher und was noch nie vorher sich ereignet hatte, ja, es war kein Zweifel mehr möglich, die Estudiantina kam diesen verlorenen Weg hinauf und an ihrer Casita vorbei. Puras Blut fieberte vor Aufregung, ihre Pulse flogen: Sollten die lustigen netten Studenten, die sie so oft in ihren reizenden Capas und altkastilianischen Hütchen bewundert hatte, beabsichtigen, ihr ein Ständchen zu bringen? O welch ein Glück! Aber die Estudiantina zog klingenden Spiels vorüber. Luz de mis ojos erklang es aus zwanzig jungen Kehlen, die Mandolinen und Guitarren sahen jedoch nicht den holden Mädchen-

kopf, dessen leuchtende Augen verlangend zwischen Blumen nach ihnen auslugten. Da, wie aus Zufall und doch ein Schicksal, kreuzten sich für einen Augenblick die Blicke Paquitos, des lustigen lärmenden Paquitos und Puras, um gleich darauf wieder, wie von überwältigender, unwiderstehlicher magnetischer Gewalt angezogen, sich für einen weiteren Augenblick ineinander zu versenken. „Halt! Amigos, la flor de Las Flores. Wir wollen ihr unser schönstes Liedlein bringen." Vierzig neugierige Augensterne folgten den Blicken Paquitos, um die holde Schöne zu schauen, die derartig den Kommiliton begeistert hatte. Aber Pura war erschreckt und beschämt in das Innere des Zimmers geflüchtet. Ihr Herz pochte, ihre Schläfen und Wangen glühten vor Freude und Glück über die große Ehrung, die ihr die jungen Leute darbrachten. Rasch war der Kreis gebildet und voll Begeisterung sangen die Mandolinen und begleiteten die Guitarren: El dia que no te veo und die Sterne funkelten heller und der Mond freute sich mit ihnen überall das Schöne, Liebliche und Enthusiastische, das da gen Himmel zu ihnen emporstieg, zum Lobe der Schönheit und der Liebe.

Dies war der Beginn der amores. Ihre Entwickelung war so alltäglich, daß ihre Beschreibung ermüden würde. Dann wurden die heimlichen Besuche Paquitos vereinzelter und dann blieb er ganz weg. Pura, der ihre Liebe ihr Leben war, litt unsäglich. Als alle Hoffnung, daß der Geliebte wiederkäme, geschwunden war, brach sie unter der Wucht des Unglücks zusammen. Die herrliche Blume, die eben erst im Sonnenglanze der Liebe erblüht, war geknickt, für immer. Sie war die Blume Asra, die da liebet um zu sterben. —

Das Blut floß nur noch träge in ihren Adern, sie lebte, aber ohne Freude, der Quell des Lebens war in ihr vergiftet.

Flor de un dia!

Ein für nicht Eingeweihte unerklärliches Siechtum ergriff sie. Ihre Mutter die tagsüber in den Häusern der Wohlhabenden ihrem Berufe nachgehen mußte, war im Tiefsten verzweifelt über das langsame, sichtliche Hinsterben des geliebten Kindes. Nur ein einziges Mal hatte sie beim Heimkommen einen jungen Mann in der Haustür beim Abschiednehmen mit ihrer Tochter überrascht, aber

seinerzeit diesem Zusammentreffen keine große Bedeutung beigelegt, nicht ahnend, welche traurige Folgen diese Liebesangelegenheit für ihren Liebling haben sollte.

Und so kam es eines Tages, daß die costurera auch in das Haus der Eltern Paquitos berufen wurde und die Wangen Puras färbten sich Momentelang mit glühendem Rot, als die tarjeta die Bestellung übermittelte. Während der nächsten Tage, die ihre Mutter in der finca von Don Ramon und Doña Pilar Montes y Oca schneidernd verbrachte, fieberte sich Pura in eine derartige Aufregung hinein, daß eine wohlmeinende Nachbarin, in ihrer Herzensangst schleunigst den Arzt herbeirief. Schweren Herzens ging die tiefgebeugte Mutter am nächsten Morgen wieder zu ihrer Arbeit, aber es war ihr unmöglich, den Tränenstrom zu bannen, der sich unabweislich wieder und wieder Bahn brach, bei dem furchtbaren Gedanken an die nahe Auflösung ihrer armen Tochter. Das Kopfschütteln des Arztes hatte leider nur zu deutlich gesprochen. Doña Pilar saß neben ihr und halb aus weiblicher Neugierde, halb aus Mitgefühl forschte

sie die jammernde Mutter nach dem Grunde ihres großen Schmerzes aus. Da geschah wie immer das Unerwartete. Paquito trat plötzlich unter lautem Lachen in das Zimmer, um sich von seiner Mutter mit einem Kuß auf die Wange zu verabschieden. Wie er da so plötzlich im vollen Lichte der Mittagssonne vor dieser stand, erkannte sie, wie durch Eingebung den wieder, der das Herz und das Leben ihres unglücklichen Kindes gebrochen hatte. Unaufhaltsam brach der Schmerz jetzt in ihr hervor und mit lautem Aufschrei klagte sie den jungen Mann an, der Mörder ihres Kindes zu sein. Erst jetzt begriff Francisco, wer bei seiner Mutter war. Die gute Doña Pilar war aber auf das Aeußerste empört, laut jammerte sie, daß sie von ihrem Sohne eine solche Herzensroheit nie erwartet hätte. Der Vater wurde gerufen und nachdem dieser den Sachverhalt erfahren und Paquito schluchzend sein Unrecht eingesehen, wurde schnell Familienrat gehalten, wie das geschehene Unrecht wieder gut zu machen sei. José mußte sofort anspannen und Eltern und Mutter fuhren schnellstens nach dem Häuschen dort hinten am äußersten

Ende des Ortes, um die Kranke in ihr Haus zu holen. Mit größter Vorsicht brachten die beiden Frauen der Kranken den Grund ihres Kommens bei; mit überfließender Zärtlichkeit umarmte sie Doña Pilar und sagte ihr wieder und wieder unter Küssen und heißen Tränen, wie Pura nun zu ihnen in ihr Haus kommen müsse als ihre liebe, liebe Tochter, wie sie sich mit guter Pflege und in dem neuen Glücke bald wieder erholen werde, wie Paquito, der seine Schlechtigkeit bereue und nur darauf warte, ihr von nun an und für ewig seine ganze Zärtlichkeit und Liebe zu weihen. Selig lächelnd hörte die überglückliche Purita allen diesen Hoffnungen und Verheißungen zu. Bald war sie im Wagen und nach wenigen Minuten sah sie ihren unvergeßlichen Paquito wieder. Doch wie traurig war das Wiedersehen. Von der großen, lieblichen Schönheit des blühenden Mädchens war nur der Geist geblieben, die großen braunen Augen leuchteten wohl freudig auf, als sie den Geliebten wiederschaute, aber der Glanz war dahin, das runde Gesichtchen war farblos und zusammengefallen, die blauen Aederchen an den Schläfen und den abgemagerten Händchen zeigten,

wie sehr auch ihr Körper an ihrer Seelenqual Anteil genommen hatte.

Was man der armen nur an den Augen absehen konnte, geschah. Aber auch der Hausarzt der Familie Montes schüttelte den Kopf, hier half auch seine Wissenschaft nicht. Körperlich schwächer und schwächer wurde die Kranke, glückselig sah sie zu, wie alle mit hinreißendster Liebe sich nur um sie beschäftigten: Wie Paquito sie anbetete.

Eine Woche verging, wieder einmal war der Arzt gekommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Herbstsonne schien so warm und herzerquickend herab in den blumengeschmückten und palmenbedeckten patio. Heut erlaubte der Arzt auf das innige Bitten Puras, daß man sie für eine Stunde hinaus ins Freie bringen dürfe. Man bettete sie lang hingestreckt auf einen Feldstuhl, die Familie saß um sie herum, Paquito hielt ihre Hand in der seinen und sprach ihr von seiner Liebe und ihren Hoffnungen und wie schön es im nächsten Frühjahr sein würde, wenn sie wieder ganz hergestellt sein werde. Sie fühlte sich so wohl, atmete so leicht, wie lange nicht,

rosig bedeckten sich ihre Wangen in glückseliger Lust. Jetzt war alles wieder gut. Und dann erinnerte sie sich an jenen wunderbaren Abend im Frühling, da sie sich zuerst gesehen, an die reizende Serenade, die ihr die Kameraden gebracht. O, wie schön wäre es, sie einmal wieder zu hören, die trauten Lieder, die Mandolinen und die Guitarren!

Schon war Paquito, dessen Herz von Seelenangst wie zugeschnürt war, aufgesprungen und davongeeilt und im Sturmeslauf gings von Haus zu Haus, wo seine Freunde wohnten. Mit kurzen Worten teilte er ihnen den Sachverhalt mit und bat sie flehend, mit ihren Instrumenten sofort nach seinem Hause zu eilen.

Einzeln und in kleinen Gruppen trafen sie schweigend im patio ein, entblößten Hauptes und ehrfurchtsvoll standen sie vor dieser so unendlich traurigen und eigenartigen Scene. Und dann begannen die Mandolinen zu singen und die Guitarren ihr Begleiten. Alle die Lieder und Gesänge, die die Herzen der Liebenden so wunderbar berühren: Luz de mis ojos tönte es gen Himmel. Ganz verklärt lag Pura in ihren

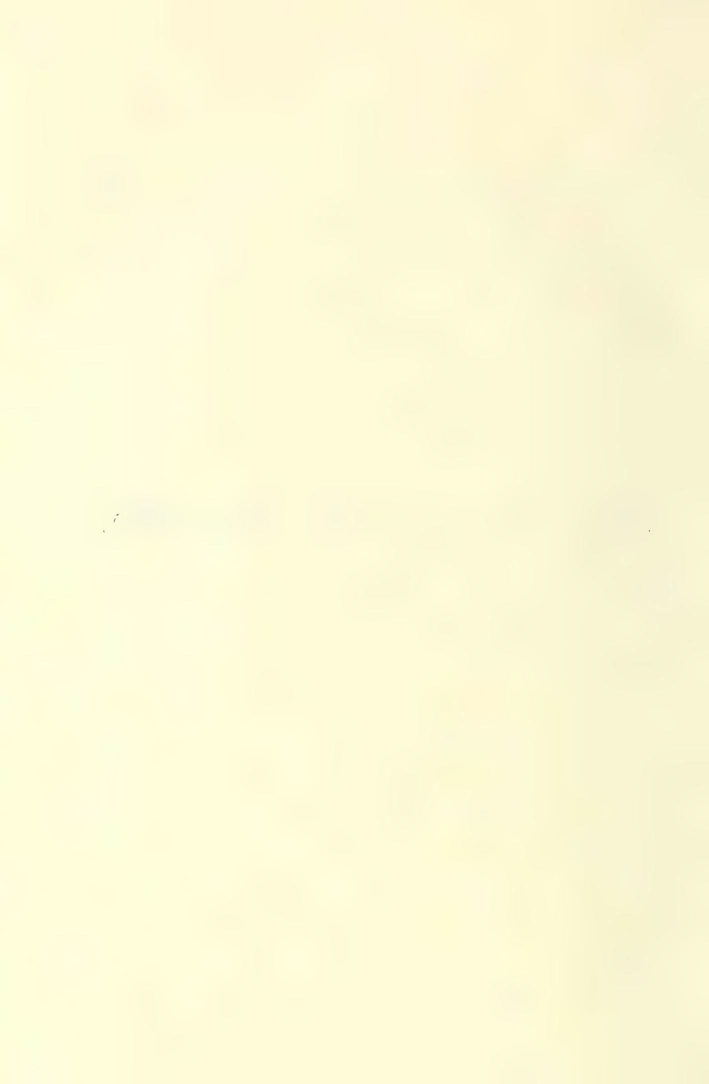
Kissen, den in Tränen schwimmenden Paquito an ihrer Seite, ihre Hände verschlungen. Weiße Wölkchen zogen leise am Himmel und ihre Blicke folgten ihnen und sie zogen ihre Seele immer mehr und mehr zu sich hinauf. Und die Lieder folgten eines dem andern, alle nur dem Zweck huldigend, die Schönheit und die Liebe zu preisen. Voll von Entzücken lauschte Pura den Tönen, ihre Seele und die Melodien flossen zusammen, ihre Lider schlossen sich, um ihre Lippen spielte ein holdseliges Lächeln.

Da legte auf einmal der Arzt, der zu Häupten Puras stand, den Finger auf seine Lippen und gebot Schweigen und die Mandolinen und die Guitarren brachen mit einem jähen Akkord ab.

Pura war tot. —



Mein Freund Don Augusto.



Was war denn heute Nachmittag in die Aasgeier, denen die spezielle Aufsicht und Reinigung des oberen Teiles des Gäßchens, in welchem meine, den stolzen Namen Hotel sich anmaßende Behausung lag, anvertraut war, gefahren, daß sie aus lauter Nervosität die Siesta nicht innehielten, sondern durch unaufhörliches Hin- und Herhoppen deutlich verrieten, daß etwas ganz Absonderliches ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm.

Daß dieses Etwas naturgemäß nur mit ihrem Schnabel und ihrem Magen zusammenhing, lag auf der Hand. Ganz besonders die beiden Vorposten, die da gerade Wache hatten und wie gewöhnlich auf dem Gesimse der Azotea des Häuschens, das dem Metzgerladen des alten schmierigen Niggers Juan gegenüberlag, postiert waren, befanden sich in einer derartigen Aufregung, die sich durch ein fortwährendes Hälserecken, Herabschielen und Flügelklappen markierte, daß meine

Neugierde trotz der Trägheit der Glieder, die in der Nachmittagshitze eines glühenden Augusttages schmorten, mich auf den kleinen wackligen Balkon trieb. Zuerst war es mir unmöglich, den Grund aller dieser Aufregung zu ermitteln. Der Laden des Metzgers war wie immer während des Nachmittags geschlossen; von hier war also keine Ueberraschung in Gestalt eines Fetzens tuberkulöser Leber oder trauriger Ueberreste der Lunge eines an galoppierender Schwindsucht verschiedenen Schweines zu erwarten. Die Ursache mußte also in etwas Anderem zu suchen sein. Auch der andere Trupp dieser ekelhaften schwarzgekleideten Polizisten, welcher wahrscheinlich durch Erbschaft oder Tradition die Besatzung der nächsten Ecke bildete, zeigte immenses Interesse für die nähere Umgebung meines „Hotels". Seine Wachen liefen und hüpften in nervösester Ungeduld hin und her, guckten sich beinah die Augen aus, statteten Bericht ab an den Offizier du jour, wagten jedoch keineswegs in das Revier der anderen Ecke einzudringen. Die Straße lag öde und verlassen da; Millionen und Abermillionen von Sonnenstrahlen bohrten sich förmlich in den

ausgedörrten, lehmigen Boden hinein, dunsteten ihn metertief aus und trieben alle in ihn eingedrungene Flüssigkeit und Fäulnis in Miasmen verwandelt in die Atmosphäre, sie dergestallt verfäulend und verdickend, daß sie bei der backofenartigen Hitze von einem komprimierten, fast schneidbaren Odeur erfüllt war, den zu verarbeiten höchstens Indianer- oder Niggerlungen imstande waren. Das Interesse der schwarzbefrackten Schaar wuchs sichtlich und jetzt, als ich mich zufällig über das Geländer des kleinen Balkons beugte, entdeckte ich auch das Objekt aller dieser heißhungrigen Blicke. An die Mauer des Hauses geschmiegt lag ein armer Köter, dessen Augenblicke in dieser Welt sichtlich gezählt waren. Er, der in seiner Häßlichkeit sämtliche Hunderassen der drei Amerikas in sich zu vereinigen schien, bot ein Bild so schauervoller, ekelerregender erlittener Grausamkeit, wie sie nur in einem Lande möglich ist, wo Tierschutzvereine gänzlich unbekannte Institutionen sind. Von irgend einem herzlosen Buben an verschiedenen Stellen, aus denen das rote Blut sich hervordrängte, durch Messerstiche schwer verletzt, versuchte der arme

Kerl durch emsiges Auflecken des Lebenssaftes das Verlorene wieder zu gewinnen und so instinktiv den Kreislauf aufrecht zu erhalten. Aber sein Leben floß unaufhaltsam dahin, schon verriet das Keuschen und Japsen die nahe Auflösung: Ein Recken, ein schwerer Atemzug und eine vielleicht treue Hundeseele hatte sich der um sie lagernden Atmosphäre angeschlossen. Wie durch Zauberschlag trat sofort die Obrigkeit in Aktion; zwei Dutzend hungrige Geier machten sich mit umheimlicher Geschwindigkeit an die Arbeit und verdeckten durch ihre Leiber währenddem gänzlich den Verblichenen. Als sie sich nach wenigen Minuten wieder kreischend erhoben, um ihr Quartier auf der Azotea wieder zu beziehen, war von der Leiche auch nicht ein Haar übrig geblieben. Das Sterbeplätzchen war sauber und wenn nicht ein paar kleine Blutspuren dem aufmerksamen Auge von dem Geschehnis geplaudert hätten, wäre die ganze Szene wie eine Fata Morgana erschienen.

Ich hatte derartige Szenen während meines langen Aufenthalts in der Tierra Caliente und besonders in Veracruz schon zu oft leider sehen

müssen und hatte mich bereits daran gewöhnt, sie als notwendiges Uebel zu akzeptieren. Die „Abdecker“ hockten wieder als ob nichts geschehen wäre, auf ihrem Stammplatze, lagen äußerst zufrieden mit sich selbst der Verdauung ob und träumten vom nächsten Sonntag, wonach der Corrida, draußen hinter der Plaza de Toros ihnen sicher eine reiche Mahlzeit von zähem „Roß“-Beef und saftigen Tripes á la Mode de Veracruz winkte. Schweißtriefend kehrte ich in die etwas problematische Kühle des Zimmers zurück, warf mich aufs Bett und nahm die unterbrochene Lektüre der neuesten deutschen Zeitung wieder auf, träumte mit offenen Augen von Deutschland und der angenehmen Kühle, die sicherlich zur Zeit dort herrschte. Dann schlief ich ein. Als ich erwachte, hatte sich die Sonne soweit hinter den aufstrebenden Bergen des Tafellandes zurückgezogen, daß man es wagen konnte, auf die Plaza hinunterzugehen und unter den Portales den gewohnten Spätnachmittagsaperitif zu genehmigen. Hier kann man ungefähr sicher sein, um diese Zeit seine europäischen und mexikanischen

Freunde zu treffen, die selten verfehlten, ehe sie sich noch für die gewohnte zwei bis dreistündige Abendarbeit in ihre Comtors begaben, mit diesem oder jenem Refresko sich zu stärken. Schon, als ich noch an der Fontaine in der Mitte der Plaza vorüberschritt, hörte ich bereits, wie eine mir wohlbekannte Stimme im lautesten Tone zankte. Es war mein Freund August. August zankte immer. Er konnte nicht anders: sein Naturell verlangte es peremtorisch. Aber da er lispelte und zwar so stark lispelte, wie ich noch nie einen Zweiten habe lispeln hören, klang alles urkomisch bei ihm also auch sein Zanken. Niemand, der ihn kannte, war ihm böse deswegen. Und Don Augusto kannte Jeden und Jeder kannte Don Augusto. Er war ein Hamburger Kind und sprach alles so unendlich breit, selbst das geschmeidigste Kastellanisch. Eine Fliege schwamm in seinem Vermouth con Soda und diese zahmen und unfreiwilligen Schwimmübungen hatten seinen Jähzorn wieder einmal entfacht. Der Mozo hörte schweigend seine Tiraden an, nahm das Glas, ging in den Despacho, fischte die unglückselige Moska mit dem Daumen und Zeigefinger heraus und brachte

das Getränk dem nichtsahnenden und nun wieder beruhigten Don Augusto freundlich lächelnd zurück. Ich nahm neben ihm Platz und nun sprudelte er los: Die verdammte korrupte Regierung, die Luderwirtschaft im Zollhaus, das ganze Affenleben in diesem vermaledeiten Affenlande und das ganze mir schon wohlbekannte „August"-Programm. Und dann die Einzelheiten. Vorgestern hatte er Don Louis eine zehn Pesos-Note in die Hand gedrückt und dieser Ehrenmann, der das Amt eines Zollinspektors der Vereinigten Staaten von Mexiko innehatte, hatte ihn heute schmählich getäuscht, indem er ihn dessen ungeachtet den vollen Zollsatz für eine Kiste Mark Neukirchner Ziehharmonikas hatte bezahlen lassen. Ich suchte ihn zu beruhigen und glaubte das beste Mittel gefunden zu haben, ihn in bessere Laune zu versetzen, indem ich ihn nach seiner neuesten Flamme, der schönen Elena frug. Aber damit kam ich schön an; auch auf diese, die Auserkorene seiner Gefühle, hatte er einen mächtigen Zorn. Er, der naive Jüngling und blindlings vertrauende Liebhaber hatte seit der letzten Nacht den begründetsten Verdacht, daß die Liebe der schönen

Elena etwas zweischneidig sei. Er hatte nämlich dieses Juwel von Chulapa in den Armen eines Nebenbuhlers gefunden. Und das Pärchen war garnicht erschreckt auseinander gefahren, sondern der freche Rival und glückliche Nachfolger hatte den laut polternden und schimpfenden Augusto ganz einfach auf direktestem Wege auf die Straße befördert.

Ich fürchte sehr, daß ich mir durch das laute Gelächter, in das ich nolens volens infolge seines im wütendsten Lispeln hervorgebrachten Klageliedes ausbrach, die Freundschaft des guten Don Augusto zur Zeit gänzlich verscherzte, aber seine Naivität überstieg doch das Erlaubte.

Elenita war eine der bekanntesten und anerkanntesten Belles der kleinen Hafenstadt und wenn sie des abends zwischen 10 und 11 den gewohnten Rundgang um den Musikpavillon der Plaza machte, so erregte sie immer und berechtigtes Aufsehen. Die Blicke von einigen Hundert liebeheißen deutschen, englischen, französischen und anderen Jüngern Merkurs ruhten mit Wohlgefallen und Sehnsucht auf den geschmeidigen Linien ihres jungen Körpers, dem offenen

koketten Hälschen mit der ihrem Taint vorzüglich sich anpassenden dicken roten Korallenkette und dem buschigen, dichten Rabenhaar, auf dessen künstlerisch aufgebauter Frisur eine schaukelnde Rose nie fehlte. Und wenn sie dann so in der zwölften Stunde energisch, das Köpfchen verächtlich werfend und mit spöttischen Lippen über soviel jugendhafte und offen naive Bewunderung, den Rebozo fester um die Schulter ziehend, um die Ecke bog, um, durch die noch ziemlich helle Hauptstraße, hie und da einen verlangenden oder prüfenden Blick in die Schaufenster der noch offenen Läden werfend, ihrem Häuschen dort draußen am Paseo de Colon zutänzelte, dann folgten ihr wohl hundert verlangende Gedanken und dieser oder jener unternehmungslustige Jüngling folgte wohl auch mehr oder weniger errötend ihren Spuren. Doch wer sich schon bessere Lokalkenntnisse angeeignet hatte, der konnte sich wohl und gern all dies bangende Herzklopfen ersparen, denn es war unter den Eingeweihten und Caballeritos ein offenes Geheimnis, daß die schöne Chulita in ihrer Casita, die aus höchstens einem Zimmer bestand, täglich nuit de reception

hatte. Mit ihr bewohnte das Häuschen ihr Halbbruder, wegen seiner großen Geschwätzigkeit oder vielleicht auch in der heiligen Taufe Lorito genannt, ein nichtsnutziger fauler Bursche von 16 Jahren, aber ebenso eitel und hübsch wie Elenita selbst und dessen einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, Zigaretten zu drehen und in Rauch zu verwandeln. Dieses Zusammenleben hatte für den armen Lorito auch manches Unangenehme. Denn wenn die schöne Schwester Besuch hatte, war natürlich der Bursche überflüssig und so habe ich denn auch, und mit mir ganz Veracruz, zu unzähligen Malen Gelegenheit gehabt, ihn auf der Schwelle des Häuschens, den Kopf auf die Knie gedrückt, die rote wollene Decke, die wahrscheinlich in Chemnitz das Licht der Welt erblickt hatte, um den Oberkörper gewickelt, eine unbequme aber nichts destoweniger feste Nachtruhe genießen zu sehen. Wir nannten die Casita nur das Wetterhäuschen der Liebe, denn wenn Lorito draußen war, so blieb den liebesdurstigen Jünglingen nichts anderes übrig, als die Morgenkühle als Ableitungsmittel zu benutzen für die heiße Sehnsucht nach Liebe und

Zärtlichkeit. Nur ein Jüngling vom Schlage Don Augustos, mit der offenen freien Natur des Niederdeutschen, der alles glaubte was er hörte und alles so haben wollte wie er es wünschte, konnte die bar bezahlten Liebesbeteuerungen der schalkhaften Tochter der Tierra Caliente für bare Münze nehmen. Don Augusto nahm überhaupt alles zu ernst. Sein Kopf war bis zum Bersten gefüllt mit verwirrten volksbeglückenden Plänen und Ideen aller Art, er hatte in seinem jugendhaften Enthusiasmus ein allumfassendes Interesse für dieses sein Adoptivland, ein Interesse, das in gar keinem Verhältnisse stand zu dem Grunde seines Hierseins, nämlich in so kurzer Zeit wie möglich so viel als möglich Geld zu verdienen, ein Prinzip, von dem sonst alle anderen Europäer monopolisiert wurden. Außer der Natur, der Flora und Fauna und der von der Vorsehung hier eingesetzten Bevölkerung war ihm hier nichts recht. Vom Präsidenten der Republik herab bis zum letzten Aasgeier der Vorstadt, an allem übte er seine Kritik. Daß er sich dabei; besonders bei den indolenten Nachkommen der Conquistadores, nicht viel Freunde erwarb, ist

erklärbar. Bis jetzt hatten seine Kulturbestrebungen allerdings durch die Heftigkeit seiner Gefühle und die Anforderungen an seine Zungenfertigkeit, sein bis zu seiner Ankunft, wo nur bescheidenes Lispeln dieses zur Virtuosität gesteigert und sein sprudelndes Aufwallen glich oft der zerstäubenden Gewalt Niagaraischer Wassermassen. Seine sonstigen Kulturbestrebungen fanden wohl in der Mischmasch-Bevölkerung von Mestizen, Mulatten, Niggern, Halbkreolen und Sechsachtelindianern großen Anklang, brachte ihn jedoch bei den ruhigeren und ihr Trommelfell liebenden Bürgern des Städtchens in entschiedenen Mißkredit. Das Leitmotiv seiner bisherigen Zeitanwendung war nämlich bis Dato hauptsächlich der Absatz, mit 300 Prozent Verdienst von für Massenabsatz bestimmten Zieh- und Mundharmonikas gewesen, und diese hochinteressanten Instrumente führten nun in einem halbtausend schmieriger Hände und zwischen ebensoviel nicht minder schmierigen Lippen eine rührige Existenz und hatten es fertig gebracht, das Fegefeuer des Daseins in diesem schmutzigen Hafenplatze in eine wahre Hölle zu verwandeln.

Don Augusto war, wie gesagt, wütend darüber, daß ich sein verfehltes Liebesabenteuer nicht mit dem Ernste behandelte, den er es wert hielt. Eben war er im Begriff, mir zum zehnten Male entgegenzusprudeln, daß ich seines Vertrauens in Punkto Herzensangelegenheiten nicht würdig sei, als sein Antagonist in Lenchens Kämmerlein vom Abend vorher stolz wie ein Spanier vorbeischritt. Natürlich hatte ich keine Ahnung, daß dieser gigerlhaft in weißes Tennistuch gekleidete Jüngling der war, der meinen guten Freund August bei seiner Dulcinea so herzlos ausgestochen hatte, und sprang, als er mich erkannte und freundlich grüßend an die Mütze griff, auf und lud ihn ein, an unserem Tische Platz zu nehmen. Auch er mochte wohl Don Augusto in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannt haben, denn er grüßte diesen leichthin und setzte sich, in etwas geckenhafter Weise einen Absinth bestellend. Es war fürwahr ein alter Bekannter von mir, ein an sich herzensguter, nicht überintelligenter Junge, der den angenehmen Vorzug hatte, der älteste Sohn des regierenden Gouverneurs der Provinz zu sein. Wie die meisten jungen Leute seiner Klasse hatte

er in Chapultepec und West Point Leutnant studiert, war dann auf einige Jahre von einem gefälligen Kriegsminister als Attaché nach Washington und Paris ambassadiert worden und in dieser letzteren Hauptstadt der französischen Republik hatte ich seine werte Bekanntschaft gemacht und diese im Verlaufe derselben infolge eines geschickten Anpumps mit einer Hundertfrancsnote honoriert. Don Enrique hatte nun glücklich das stattliche Alter von zweiundzwanzig Jahren erreicht, ein zierliches Schnurrbärtchen kräuselte sich auf der Oberlippe und die goldbordierte Mütze auf seinem lockigen Haupte zeigte dem Kundigen, daß wer den Papst zum Vetter resp. einen Gouverneur zum Vater hat, ohne viel Beschwerde Hauptmann der ruhmreichen mexikanischen Armee werden kann. Er erzählte des Langen und Breiten, wohlgefällig bei einigen Liebesabenteuern verweilend, wie er nun schon seit vier Wochen in diesem langweiligen Neste sei, welche Langweiligkeit sich noch durch den Umstand erhöhe, daß er in seiner offiziellen Eigenschaft als Hafenkapitän leider gezwungen sei, draußen im Fort zu wohnen, wo die einzige

Abwechslung darin bestehe, daß langweiligen Tagen noch langweiligere Nächte folgten. Aber von heute Abend an würde die dumme Junggesellenwirtschaft ein glückliches Ende nehmen, denn La Belle Heléne hätte ihm heute Nacht unter heißen Liebesschwüren zugesagt, fortab sein einsames Camarote zu teilen. Das Gesicht Don Augustos war bei dieser Erzählung eine Studie geworden. Ohne bisher zu wagen, den Mund zu öffnen, lispelte und sprudelte schon alles in ihm über. Dann wurde er sarkastisch: Ob es denn in Mexiko einem Offizier erlaubt sei, in seiner Dienstwohnung eine Dame zu beherbergen, ob dem Stadtkommandanten dies bekannt sei usw. Der junge Hauptmann blickte über diesen leidenschaftlichen Ausbruch, etwas erstaunt, kühl und scharf den armen Don Augusto an und frug kurz: „Wer ist dieser Herr?" Ich stellte vor: Kapitän Kastramonte, Don Augusto. Nun polterte August los! Ueberhaupt diese Wirtschaft, in diesem Lande keine Zucht, keine Disziplin, alles bestechlich, alles kurrupt, alles versumpft vom General bis zum letzten Affenleutnant; zuletzt fauchte er blos noch. Die

Eifersucht hatte ihn aller Ueberlegung beraubt
Er wurde ungerecht in seinen Anschuldigungen
ausfallend, über alle Grenzen beleidigend, alles
in einem lispelnden sprudelnden Spanisch wie
er es zu ruhigerer Stunde nie so vollkommen
beherrscht hätte. Vergebens bemühte ich mich,
den Rasenden zu besänftigen. Don Enrique
verlor keinen Augenblick seine Ruhe; kühl und
gemessen hörte er diesem Mixtum von Wahrheit
und Uebertreibung zu, dann sagte er kalt lächelnd:
„Mir scheint, junger Mann, daß sie es waren,
den ich heute Morgen etwas unsanft an die
Morgenkühle gesetzt habe!“ Auf diese Worte,
die ihm das Lächerliche und Verlorene seiner
Situation so deutlich demonstrierte, vergaß mein
armer Freund den letzten Rest seiner guten Er-
ziehung. Mit einem wahren Wutschrei sprang
er auf, und ehe ich es und einige Umstehende
verhindern konnten, klatschte seine Hand dem
jungen Hauptmann zweimal in das Gesicht.
Auch jetzt verlor dieser seine Fassung nicht.
Er stand ruhig auf, machte einen Schritt rück-
wärts und gab mit einer kleinen Pfeife das
bekannte schrille Alarmsignal der mexikanischen

Polizei. Wie aus dem Boden gewachsen standen auch schon, militärisch grüßend, zwei Rurales und zwei Stadtpolizisten neben uns. Eine Handbewegung, ein kurzer Befehl seitens des Kapitän und vier nervige Arme bemächtigten sich des verzweifelt sich wehrenden Don Augusto, ein paar aufmunternde Stöße, die Handschellen, und der Gefangene wurde fortgeschleift. Vorläufig blieb mir nichts anderes übrig, als dem verdutzt dreinschauenden Mozo zwei Refrescos und einen Absinth zu bezahlen.

Durch den Lärm aufmerksam gemacht, waren inzwischen einige meiner deutschen Bekannten aus der nahegelegenen Cerveceria Alemana herbeigeeilt. Ich berichtete ihnen kurz den bedauerlichen Vorfall und da wir die mexikanischen Verhältnisse so wohl kannten und uns der Wert des Pesos in den Augen der mexikanischen Gerechtigkeit kein Mysterium war, legten wir schleunigst eine Kaution von fünfhundert Pesos zusammen, setzten ein Schriftstück auf, in dem wir uns für den guten Charakter des Verhafteten natürlich mit einigen Klauseln verbürgten und begaben uns nach der Polizeiwache, in der Hoff-

nung, daß es uns gelingen möge, den armen August wenigstens provisorisch wieder der Freiheit und seiner Wirtin, der dicken Doña Faustina, zurück zu geben. Diese Hoffnung sollte allerdings schmählich getäuscht werden. Die Kaution wurde schnöde zurückgewiesen. Unsere Ehrenerklärung fand keine Beachtung. Der Gefangene wurde trotz unserer und anderer Protestationen noch denselben Abend unter starker Bewachung auf dem Regierungsboote nach dem Fuerte Hernando Cortez auf der kleinen Felseninsel draußen am Eingang der Bucht gebracht. So vereinigte die kommende Nacht die drei Hauptakteure dieser Liebestragödie unter einem Dache. Lorita aber hatte bei der Angelegenheit entschieden am besten abgeschnitten, denn diese Nacht brauchte er nicht wieder fröstelnd auf der Schwelle zu kauern und von der Herrlichkeit des alten Strohsacks drinnen in der Casita zu träumen; er war der einzige und unbestrittene Okkupant der Villa und der Strohsack hatte seinen Meister gefunden.

Ich erkundigte mich an den nächsten Tagen wiederholt nach dem Schicksale des Gefangenen.

Immer kühler wurden die Antworten des Kommissars und immer trostloser wurden die Aussichten für eine baldige Befreiung Don Augustos. Ob wahr oder unwahr, es wurde behauptet, er hätte Umgang mit politisch Verdächtigen geführt, kompromittierende Schriftstücke, unter anderen auch solche von einem in Ungnade gefallenen General, der in Yucatan gegen die Regierung konspiriere und einen Putsch beabsichtige, seien bei ihm vorgefunden worden. Er würde vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Alle diese Anschuldigungen erschienen erlogen oder wenigstens stark übertrieben. Don Augusto war wohl ein unverbesserlicher Schwärmer und Weltverbesserer, aber ein Hochverräter, das traute ihm Niemand von uns zu. Im deutschen Klub wurde eine Art Kriegsrat gehalten und ich erbot mich, nach der Hauptstadt zu reisen und alles aufzubieten, was zur Befreiung des Armen führen könnte. Don Antonio Diaz, der im Regierungspalaste viel Einfluß hatte, unterstützte mich nach Kräften. Seine Redeweise war so überzeugend wie möglich, aber einen zufriedenstellenden Bescheid konnte ich nicht erreichen.

Die Sache würde untersucht werden und versprach man mir wenigstens, daß der Detenido nach Mexiko City gebracht werden sollte, wo doch die Gefängniseinrichtungen von Belem auf alle Fälle etwas menschenwürdiger waren als auf der primitiven Inselfestung im Golfe von Veracruz.

Auf der Rückreise am nächsten Tage machte ich in Orizaba die Bekanntschaft des Leutnants der Ruraleswache. In der Kantine des Bahnhofs, bei einem Glase Pulque, erzählte ich ihm das Mißgeschick des armen Hanseaten und versicherte ihm, daß, wenn er eine Besserung der Lage bewerkstelligen könne, Geld keine Rolle spielen würde. Er mochte mir wohl nicht recht trauen, denn er schaute mich prüfend an und frug nach meinem Namen. Ich gab ihm meine Visitenkarte in Gestalt einer Zehnpesosnote und sein Vertrauen war gewonnen.

Nun fabrizierte er einen ingeniösen Plan. Aller Voraussicht nach würde er, da er diese Bahnlinie unter sich hatte, mit dem Transport des Gefangenen nach der Hauptstadt beauftragt werden. Hier in Orizaba, wo länger Halt ge-

macht würde, um den Soldaten Gelegenheit zur Erfrischung zu bieten, würde er Don Augusto entwischen lassen, seine Flucht absichtlich zu spät bemerken und den Befehl zum Eingreifen und Feuern erst dann geben, wenn er ungefähr kalkulieren könnte, daß die Kugeln Ecken nehmen müßten und das hätten sie ja bis jetzt noch nicht fertig gebracht. Preis: 500 Pesos.

Zufrieden mit dieser neuen Bekanntschaft und Errungenschaft reiste ich weiter und vier Stunden später hatte ich Gelegenheit, im Klub von dem Verlaufe meiner Mission Bericht zu erstatten.

Die Musik spielte auf der Plaza, die Señoritas und Chulas wiegten sich wie immer in den Hüften, fächelten sich und riefen mit den Augen. Die Cafés und Pulquerias waren wie allnächtlich überfüllt, aber all das Leben und Treiben widerte mich bei dem Gedanken an das Schicksal des armen Augusto an und trieb mich unwiderstehlich, die Einsamkeit aufzusuchen. Draußen am Hafen war es jetzt sicherlich still und als ich die Wellen unter den Planken des hölzernen Piers plätschern hörte und im Silber-

lichte des Mondes das alte Fort auf der Felseninsel sah, da dachte ich, wie gut ich daran täte, wenn ich hinüberführe und dem armen Gefangenen die Sorgen der kommenden Nacht dadurch kürzte und ihm von seiner baldigen Ueberführung nach der Hauptstadt und vielleichtigen Befreiung Mitteilung machte. Glücklicherweise schlief der alte Guiseppe, der schon seit zwanzig Jahren ein Vermögen dadurch anhäufte, indem er tagtäglich die armen Passagiere, die gezwungen waren, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, wenn sie zu ihren Schiffen wollten, nach Kräften übervorteilte, in seinem Boote und erklärte sich bereit, mich für zwei Pesos nach dem Fort hinüberzurudern.

Die Hauptpforte war allerdings, als wir sie erreichten, bereits geschlossen, aber Beppo, der hier gut bekannt war, wußte eine Seitentür, die wohl noch offen war. Sie diente, wie er mir lächelnd mitteilte, nächtlichen Rendezvous und galanten Liebesabenteuern. Als wir die Insel rundeten und an einem der Ecktürme geräuschlos vorüberglitten, öffnete sich gerade eine Falltür und im leichten Bogen fiel ein Sack, erst auf einem Felsenvorsprung anschlagend,

in die Wellen, die ihn plätschernd umschlangen. Da Beppo dies nicht weiter beachtete, nahm ich an, daß Küchen- oder andere Ueberreste seinen Inhalt bildeten.

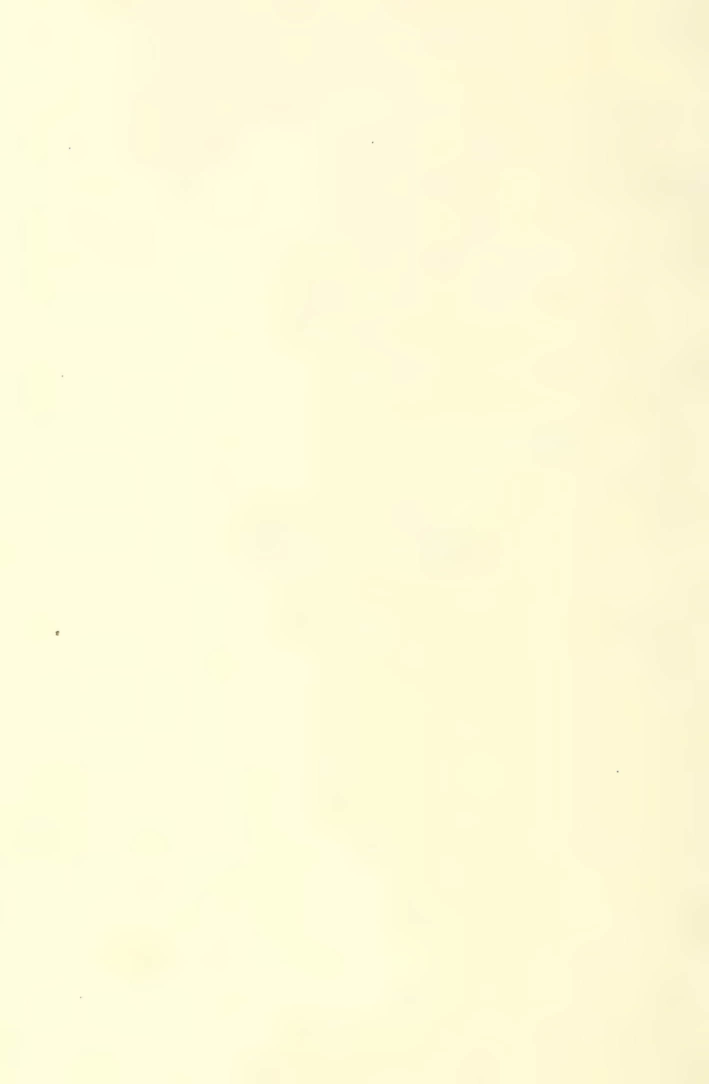
Die Wache wollte mich erst nicht hereinlassen. Erst als ich erwähnte, daß ich ein guter Freund Don Enriques sei, wurde ich zu diesem geführt. Er lag in einer Hängematte im mondbeschienenen Patio, neben ihm, auf einem Gartenstuhl hingegossen, Elenita, beide zierliche Habanitos rauchend. Der Hauptmann dankte lässig meinem Gruße, Doña Elena ignorierte mich vollständig. Ich erkundigte mich nach Don Augusto. Achselzuckend erwiderte mir der junge Mann, daß der Gefangene nicht mehr auf der Insel sei. Dann sagte er barsch, daß zu dieser Zeit überhaupt kein Besuch im Fort zulässig sei und gab dem Sergeanten Auftrag, mich sofort nach meinem Boot zurückzuführen. Das Boot stieß ab und als wir ein paar hundert Meter vom Fort entfernt waren, bemerkte Beppo, der mit dem Soldaten geplaudert hatte, ganz abrupt: „Erinnern Sie sich, Herr, des Sackes, der da, als wir ankamen, ins Meer plumpste? Das war Don Augusto!"

Die Hyänen des Meeres, die gräßlichen Haie, die wie ihre Kollegen, die Aasgeier zu Lande, die Hafenpolizei des Golfes von Mexiko bilden, hatten wohl schon ihre Schuldigkeit getan.

Der Regierungsapparat funktionierte vortrefflich, zu Wasser und zu Lande. —



Der Besitzer des Popocatepetl.



Die Calle San Francisco ist für die Hauptstadt Mexikos das, was die Friedrichstraße für Berlin und die Grands Boulevards für Paris sind. Man kommt nicht um sie herum und geht man auch nur wenige Schritte auf ihren Trottoirs oder kreuzt man sie auch nur an einer ihrer vielen Querstraßen, so könnte es nur der größte Zufall sein, wenn man nicht diesen oder jenen Bekannten treffen würde. Und die City of Mexico ist noch lange nicht Berlin oder Paris. Jeder, der etwas ist oder etwas sein möchte, kennt Jeden, der sich in ähnlicher Situation befindet. Die „ché amigo“ schwirren nur so in der Luft herum, es ist ein immerwährendes freundschaftliches Schulterklopfen „fühlbar“, „adiós“! fliegt herüber und hinüber, kurz und gut die jeunesse dorée, die jungen und alten gommeux, die dienstfreien aktiven und die vielen mehr oder minder freiwillig zur Ruhe gesetzten Offiziere der Hauptstadt, sie alle

geben sich hier unter freiem Himmel ein geselliges Rendezvous oder halten ihren jour de réception auf offener Straße ab.

Und so wunderte ich mich auch garnicht, als eines schönen Morgens, als ich in das Hotel Yturbide einbiegen wollte und ein kräftiges Ola, Don Martin, mir den Weg versperrte. Als aber darauf mein Freund Don Antonia Diaz in geschäftsmäßigem Tone fortfuhr und mir mit den Worten: Quiere Vd. comprar un volcano? es pichincha! einen Vulkan und zwar zum Ausverkaufspreise anbot, da drehte ich mich doch erstaunt und ungläubig lächelnd um, aber Don Antonio war es heiliger Ernst mit seinem Anerbieten. Er hatte es eigentlich nicht nötig, der hübsche Junge, denn es war ein öffentliches Geheimnis, daß er der anerkannte natürliche Sohn eines sehr hohen Staatsbeamten war. Aber so ein kleines zufälliges Geschäftchen machte er für sein Leben gern, denn jeder Spanier ist geborener Kaufmann, und außerdem kosteten ihm seine zierlichen Pferdchen, die reichen mexikanischen Sättel und seine wirklich eleganten Dogcarts, Phaetons und wie die Kutschierwägelchen alle

heißen, ein Heidengeld. An seiner Seite stand eine äußerst komische Persönlichkeit, die auffallen mußte, trotzdem es in Mexiko an außergewöhnlichen Figuren wahrlich nicht mangelte. Es war ein alter Herr unter Mittelgröße, schmächtig, schon arg zusammengeschrumpft mit grauem Haupt und martialischem Knebelbart, das lederfarbene Antlitz von unzähligen Falten, Narben, Runzeln und Kniffen durchzogen, durchwühlt, so daß es gänzlich unmöglich gewesen wäre, selbst mit der größten Phantasie sein Gesicht von ehedem zu rekonstruieren. Er wurde mir als Don Pablo Fernandez, ehemaliger Oberst im 11. Rurales Regiment vorgestellt. Nun, wer die mexikanischen Rurales und ihre Geschichte kennt, diese Elite-Truppe, wie sie die mexikanische Land-Gendarmerie zweifellos ist, der konnte diese Narben und Runzeln dieses von unzähligen Sonnenstrahlen ausgedörrten Gesichtes nur mit Bewunderung und Interesse ansehen, denn sie erzählten in beredter Weise von Eisenbahn-Ueberfällen, Revolutionen, Cavallerie-Scharmützeln und Indianer-Metzeleien.

Ich sollte auch nicht lange im Zweifel bleiben,

um welchen Vulkan es sich handelte, denn Mexiko besitzt deren viele. Es war sicherlich kein Miniatur und Taschenformat-Vulkan, den ich mir da so zwischen zwei Zigaretten zulegen sollte. Kein geringerer als der altehrwürdige und König aller Vulkane Amerikas, der schneegekrönte Popocatepetl, der da hinten sein Haupt über dem Zócalo und den Bogen des Valle de Mexico keck zeigte, war es. Wie mir versichert wurde, war er ein altes Erbstück in der Familie des Obersten, große und wertvolle Schwefellager harrten in ihm der erlösenden Hand des Spekulanten und nie würde Don Pablo daran gedacht haben, dieses alte Inventarstück zu versilbern, aber jetzt ginge er mit Heiratsgedanken um, der alte Junggeselle sollte sich in einen jungen Ehemann metamorphosieren, und daß Heiraten Geld kostet, besonders wenn die Braut so ein junges lebenslustiges Ding von 16 Jahren ist, na das war doch klar. Es war schwer für mich, diesem freundlichen Angebote ein negatives Bedauern entgegenzusetzen und beeilte ich mich in liebenswürdigstem Tone der Welt, denn in Mexiko ist man immer liebenswürdig, ihm klar zu legen, daß die Konjunktur

auf Vulkane zur Zeit äußerst schwach sei, daß aber meine ausgezeichneten Beziehungen im Yankeelande es mir im Laufe der Zeit wohl sicherlich ermöglichen würden, diesen wertvollen Handelsgegenstand bei einem der großen amerikanischen Volcano-Trusts zu gutem Preise unterzubringen. Diese Versicherung meinerseits machte mich sofort zum innigsten Busenfreunde Don Pablos und nachdem einige Zigaretten den Platz in meinem Etui mit einem ebensolchen zwischen seinen Lippen gewechselt hatten und nachdem einige Copas Kentucky Whisky im Hotel Bar den alten Soldaten gehörig erwärmt und elektrisiert hatten, schwur er mir, daß ich das Ideal eines Freundes sei, daß ich ihn auf seinem Rancho besuchen müsse, denn sein Haus sei mein Haus.

Und es hat selten einen standhafteren Freund gegeben, als Don Pablo mir während der nächsten Wochen war. Mit großer List hatte er mein Despacho ausgekundschaftet und pünktlicher denn der pünktlichste mexikanische Durchschnittskommis, stellte er sich früh dort ein, las meine Zeitung, löste sauber und beharrlich die fremdländischen Marken meiner Korrespondenz ab, rauchte meine Zigaretten, spuckte

mir die Stube voll, trank mein deutsches Exportbier, kurz und gut er war mir ein treuer „Helfer", immer fröhlich und fühlte er sich nie beleidigt, auch wenn ich mich manchmal stundenlang nicht mit ihm beschäftigte, kein Wort an ihn richtete, und ihm derart recht deutlich zu verstehen gab, wie sehr ich ihm zurzeit den Aufenthalt auf seinem Rancho gegönnt hätte. Alle diese meine zarten Anspielungen gingen spurlos an ihm verloren, denn die heiße Sonne des Tafellandes und der Tierra Caliente hatte nicht nur seine Haut gedörrt und in Falten gelegt sondern hatte sie wohl auch fürchterlich „verdickt". Aber wie alles im Leben ein Ende nimmt, so tat dies auch der Aufenthalt Don Pablos in der Hauptstadt. Wahrscheinlich hatte ihm der Patron seiner Fonda den Kredit gekündigt oder die Liebe zog ihn zu sehr nach Hause, denn eines Morgens verkündete er mir wichtig, daß er am nächsten Tage zu home and beauty d. h. nach seinem Rancho und zu seiner Paula zurückzukehren gedenke. Von seiner Paula hatte er mir sehr viel erzählt im Laufe der Tage. Nach seiner Beschreibung mußte es sicherlich ein reizender Käfer sein, diese Chulita mit ihrem rosigen

Gesichtchen, blitzenden klugen Augen und langen Zöpfen. Nur eines konnte ich aus den Reden des alten Caudillo nicht herausfinden, ob denn die schöne Paula ihren alten Verehrer mit ebenso großer Inbrunst liebe, wie er, wie jeder Ton und jeder Blick verriet, sie zweifellos für sie empfand. Aber über die Eigenschaften einer andern Person, die auch und zwar ein Hauptbestandteil des Fernandezschen Haushalts bildete, nämlich die Tante Paulas gemeiniglich nur von Jedermann in der Nachbarschaft La tia Flora genannt, hatte er mich im Laufe der vielen Unterhaltungen auf das Genaueste informiert. Sie war sicherlich in allen Eigenschaften und Lebenslagen die Perfektion selbst: Die treueste Seele, das vollkommene Weib, die Reinlichkeit ins Ueberschwängliche, die personifizierte Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, die perfekte Köchin par Excellence, die denkbar sparsamste Hausfrau und last but not least die treusorgendste und liebevollste Mutter. Ja „Mutter“, denn wie Don Pablo mir unter tausend Siegeln der Verschwiegenheit nach einer sechsten Flasche Exportbier ganz im Vertrauen mitgeteilt hatte, war die schöne Paulita garnicht die Nichte, sondern die leibhaftige Tochter

dieses Juwels von Hausinventar. Aber weder das Kind selbst noch die Nachbarn noch irgend Jemand von den vielen Bekannten Floras hatten eine Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Floras Ruf sollte geschont bleiben und er war geschont geblieben bis zu dem heutigen Tag, wo doch die stattlich herangewachsene Tochter und Nichte schon ziemlich das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Und der Vater dieses Engels an Schönheit und Klugheit war nicht etwa ein mexikanischer Bauer oder ein spanischer Gachopin, sondern ein österreichischer Edelmann, der mit Maximilian aus Abenteurerlust nach Mexiko gekommen war und nach dem Zusammenbruche des Kaiserreichs sich unter falschem Namen lebend noch längere Zeit der Jagd und anderen Liebhabereien huldigend, auf dem Lande in der Provinz Oaxaca verborgen gehalten hatte.

Diesen Morgen wollte die Konversation garnicht recht in Gang kommen. Der Oberst war sichtlich in gedrückter Stimmung, drehte sich unzählige Zigaretten, wiederholte wieder und wieder seine Einladung, ihn doch ja recht bald auf seinem so herrlich gelegenen Rancho zu besuchen. Dann

versicherte er mir wieder, jedenfalls zum zwanzigsten Male, wie dankbar er mir für die bewiesene Freundschaft sei, legte mir zum hundersten Male den Popocatepetl ans Herz, dessen Verkauf noch immer keine merkbaren Fortschritte gemacht hatte, räusperte sich, schnaubte sich und spuckte, und alles dies mit einer auf die Nerven Anderer äußerst ungünstig wirkenden Nervosität. Er war kein Diplomat der gute Alte. Schon bei Beginn dieses seines merkwürdigen hastenden Betragens hatte ich Lunte gerochen. Ich kannte die Mexikaner und ihre Gewohnheiten zu gut, um nicht sofort zu merken, worauf im naturgemäßen Verlauf der Dinge die Phrasen und Pausen und das Nachdenken des alten Fuchses zielten Ohne daß er es merkte, hatte ich aus meiner Brieftasche eine Zwanzigpesos Note genommen, welchen Betrag ich ihm im Stillen als Limit des sicher kommenden Anpumps bewilligt hatte. Ich steckte den Schein, des betreffenden Augenblicks gewärtig, in die Westentasche, doch sollten noch mehr denn drei Stunden vergehen, bis der gute alte Don Pablo soviel Courage gesammelt hatte, um mit seinem Anliegen herauszuplatzen: Augenblickliche Geld-

verlegenheit und die Erklärung, daß er doch unmöglich nach Hause zurückkehren könne, ohne der zukünftigen Frau Fernandez etwas Schönes, eine Schmucksache, einen neuen Rebozo und andere Kleinigkeiten mitzubringen usw. Alles dies leuchtete mir natürlich sofort ein und der Zwanzigpesos-Schein wechselte die Westentasche. Dem Alten wurde nun plötzlich die Luft im Zimmer sehr drückend, er empfahl sich mit vielen Dankesbeteuerungen, versicherte mir nochmals, wie sehr es ihn freuen würde mich bald wiederzusehen und verschwand mit einem hastigen „hasta la vista“.

Einige wenige Monate vergingen. Der Frühling und der Wonnemonat waren ins Land gezogen, die Herzen schlugen rascher und gerade so wie im schönen deutschen Vaterlande drängte auch dort das Sehnen der Seele den Körper hinaus in die blühende freie Gottesnatur, die nirgends schöner sein kann als dort im lieblichen Valle de Mexico und in den milderen Zonen der nicht fernen Tierra caliente. Auch mich widerte wie dies allen Städtern periodisch geschieht, das Stadtleben wieder einmal recht an und ich ertappte meine Gedanken wiederholt dabei, wie sie unwill-

kürlich wieder und wieder ins Land schweiften. Der Oberst hatte mich mittlerweile mit mehreren Episteln bedacht, deren wunderliche Orthographie die spanische Akademie der Wissenschaft entschieden zum Lächeln gebracht hätte, aber deren Feinheit des Styls und elegante konventionelle epistolarische Wendungen eines Taillerand würdig gewesen wären. In allen kehrte immer die Ermahnung wieder, doch ja mein Wort zu halten und hinaus zu kommen nach dem blühenden Campo. Er schien zu Hause mein Loblied in allen Tonarten gesungen zu haben, denn wie er mir schrieb, sprach man in seiner Finca überhaupt beinahe nur noch von mir und über mein baldiges Kommen. Besonders La tia Flora wäre auf das Höchste gespannt, und enthusiasmiert und verspräche, meinen Aufenthalt bei ihnen dort in einen fortwährenden Festtaumel zu verwandeln. Schon die Mitteilung, daß ich Alemán sei, wäre ihr äußerst interessant gewesen, denn, man höre und staune: La tia Flora spräche und verstände gut deutsch. Im deutschen Klub in der Hauptstadt hätte sie lange Zeit als Assistenzköchin gearbeitet und von der dortigen deutschen Köchin bereits sehr viel Deutsch

gelernt und dann diese ihre Sprachkenntnisse in der Fonda suiza, in Cuautla, deren Besitzer Deutsch-Schweizer seien, noch sehr erweitert. Sie hätte schon große Pläne gefaßt, mir alle ihre Kenntnisse der deutschen Küche praktisch vorzuführen, gebraten und gebacken sollte werden, daß es nur so eine Lust sein sollte. Allen diesen Lockungen zu widerstehen, noch dazu mit der Aussicht auf frische Land- und Frühlingsluft, war natürlich unmöglich. Ich kündigte schnell entschlossen meine nahe Ankunft per tarjeta postal an und am nächstfolgenden Morgen war ich reisefertig auf der Estacion San Lazaro, wo der Expreß für Cuautla bereits bereit stand. Die Halle zeigte das gewöhnliche Bild mexikanischen Bahnhoftreibens. Die überwiegend größere Zahl der Reisenden bestand wie immer aus fröhlich schwatzenden Inditos und lachenden hübschen Inditas, alle gleichmäßig in weißes Linnen gekleidet, auf den Köpfen die großen typisch-mexikanischen Strohhüte. Sie bestiegen mit einem großen Aufwand von Wortschwall die für sie bestimmten Waggons; mexikanische Caballeros, die Europäer und Yankees, nahmen in den

Salon- und Speisewagen Platz und als der Zug ungefähr zur Abfahrt fertig war, besetzten unter lauten Kommandos und mit vielem unnötigen Säbel- und Gewehrgeklirr die bis dahin auf dem Perron postiert gewesenen Rurales den letzten Wagen, um den Zug, wie überall im Lande üblich, als Schutz und Wache zu begleiten.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, trodbelte den Kanal entlang, ruhte sich in jedem Indianerdörfchen aus, schnaufte durch ein halbes Dutzend Tunnels und bummelte nach Verlauf von ein paar Stunden glücklich in die Station Amecameca ein. Ich hatte die Tour schon öfter gemacht und war daher nicht erstaunt wie einige meiner Mitreisenden, als wir scheinbar gleich hinter dem Bahnhofsgebäude und einem halben Hundert mehr oder weniger gichtbrüchiger Häuser langsam aufsteigend den uns aus Daniels Geographie so wohlbekannten Popocatepetl mit seiner ewigen Schneekappe liegen sahen, dichten Rauch ausstoßend, wahrscheinlich aus Aerger darüber, immer noch nicht von einem reichen Yankee für seinen zehnfachen Wert verkauft zu sein. Händler aller Art und an numerischer

Stärke entschieden der Anzahl der Reisenden überlegen, umdrängten den Zug und hielten ihre Waren den Passagieren unter ohrbetäubenden Anpreisungen direkt unter die Nasen. Alle diese Eßwaren und Getränke, die da von den vielen gelenkigen barfüßigen kleinen Indianerinnen feilgeboten wurden, auch nur zu benennen, hätte sicherlich den allermeisten Europäern die größten Schwierigkeiten bereitet. Mangos, Ananas, Orangen, Limonaden, Pfirsiche, Kürbisse, Feigen, Trauben, Mais-Tortillas, kaltes Huhn und kalten Guajalote, ganze gebratene Spanferkelchen und unzählige andere duftende, aber unaussprechbare Genüsse, die nur dem mexikanischen Gusto imponieren können, gab es ad libitum. Wein, Limonade, leicht gebrautes Gerstenbier, Milch, Pulque und auch nur frisches Quellwasser in nicht ganz zweifellos reinen Gläsern, alles dies suchte und fand mehr oder weniger zahlungsfähige Käufer. Als angenommen werden konnte, daß des Schnabulierens genug geschehen sei, gings wieder los. Einige Steigungen wurden mit Aechzen und Stöhnen genommen, dann wurde die Landschaft lichter und die Sierra

Madre lag hinter uns. Aber was das Auge nun auf stundenweite Entfernungen entzückt verschlang, war von so hinreißender Schönheit und Abwechslung, wie sie nur die gottbegnadete Halbtropenwelt der oberen mexikanischen Tierra caliente zu bieten vermag. Eine beinah unheimliche Fruchtbarkeit, eine Konkurrenzwut in der Pflanzenwelt, jedes und jegliches Stückchen Erde auszufüllen, zu überwuchern und dicht gedrängt neben-, durch- und wenn möglich übereinander zu wachsen. Kakao, Kaffee und Zucker, Tabak und Gummi, mehr oder weniger exotische Früchte aller Art, alle Getreidearten, alles blühte, reifte und wogte, die Luft mit hundert verschiedenen würzigen Düften schwängernd, den glücklichen Bewohnern dieses Edens auf Erden entgegen und läßt sie in immerwährendem Traume befangen ein Schlaraffenleben genießen, aus dem sie nie das grimme Wort „Not“ aufschreckt.

Das Land steigt hier in sanften Geländen, dann wieder schroffer abspringend, immer exotischer und tropischer werdend, herab, um dann fern im Westen seine in Hitze und Staub gedörrten Erdmassen in den Wogen des stillen Ozeans zu

baden. In unaufhörlichen Schlangenwindungen rollt der Zug auf glühendheißen Schienen ins Tal hinab, oft sich nur mit Mühe durch die überstrotzende Flora bahnbrechend. Da auf einmal Blumengärten, zierliche Landhäuser verdeckend, Straßen, elektrische Bogenlampen, drei vier nebeneinander laufende Gleise, ein langer Pfiff, ein paar Güterschuppen, ein Ruck: Cuautla! Alles aussteigen!

Für ein paar Momente wird die öde, in glückseliger Traumvergessenheit vor der Estacion liegende Plaza und Alameda durch das Hinausströmen der lebhaft schwatzenden Reisegesellschaft aufgeschreckt, dann verteilt sich dieselbe schnell, um den Strahlen der Mittagssonne zu entgehen, in die verschiedenen Sträßchen und Gäßchen und bald darauf liegen Platz und Promenade ihrer alten Ruhe wiedergegeben, öde und weltverlassen da, als ob nichts geschehen wäre. Der einzige Zug, dessen Ankömmlinge diese Ruhe stören können, ist eingelaufen und für die nächsten vierundzwanzig Stunden ist eine derartige unliebsame Unterbrechung unmöglich. Am Abend, wenn die Fledermäuse um die Baumkronen schwirren, da werden sich

ja auch ein paar Dutzend Pärchen einfinden, um aneinandergeschmiegt durch die dunklen Laubgänge zu wandeln und sich süße Nichtigkeiten zuzuflüstern, aber diese Caballeritos und Chulapas gehen so ineinander auf, daß man sie kaum bemerkt: Sie stören die Ruhe nicht und auch die Weisen, die von 8 bis 10 die kleine Amateur-Indianerkapelle den lauschenden Anwohnern und Promenierenden zum Besten gibt, sie sind so rhythmisch und melodisch, daß sich dabei nur desto besser schlummern und träumen läßt.

Die Fonda Sulza, das einzige mögliche Hotel des Ortes liegt gleich hinter dem kleinen Musikkiosk der Alameda, und als ich in den großen schattigen Comedor eintrat, fand ich ihn bereits vollbesetzt von einer lustig schmausenden und pokulierenden Gästeschaar, so international, wie sie nicht einmal in dem Lande zu finden wäre, nach dem dieses gastfreundliche Haus benannt war. In sechs Sprachen wurde diskutiert, gelacht, gescherzt, konversiert und zugetrunken, und der freundliche Wirt war in ihnen allen zu Hause, aber die Gerichte waren auf gut deutsche Art zubereitet und die Cocina alemana wurde

allgemein gepriesen. Außer einer größeren Anzahl Europäern und Nordamerikanern, welche teils Geschäfts halber, teils um das Land kennen zu lernen, sich hier befanden, waren mehrere mexikanische Familien aus der Hauptstadt mit zahlreichem Nachwuchs und noch zahlreicherer Dienerschaft anwesend. Es gab da eine schier endlose Musterkarte von Kindermädchen, Kinderfrauen und Ammen, das ungefähr auf jedes Kind zwei Dienerinnen kamen, eine Merkwürdigkeit, die wohl nur in Mexiko mit seinem großen Angebot von Dienstboten und lächerlich niedrigen Lohnsätzen möglich ist.

Ich fand eine ganze Anzahl von Bekannten und Freunden unter der lautlärmenden Gesellschaft und saß bald in ihrem Kreise, erfreut über das günstige Zusammentreffen und den trefflichen Vino tinto des Patrons rühmend. Als nach beendigter Mahlzeit die Gäste sich zurückgezogen hatten, die Herren, um in dem mit Palmen bepflanzten schattigen Patio ihre Puros zu schmauchen, und die Damen, um in ihren Zimmern der Siesta zu pflegen, traten Don Pepe und seine robuste Gemahlin Doña Laura, die bis dahin

ihres Amtes in der Küche gewaltet hatte, zu mir heran und setzten sich mit einem sichtlich erfreuten ? como está V., Don Martin? an meinen Tisch. —

Das Ehepaar waren liebenswürdige, reizende und strebsame Leutchen, denen der große Wohlstand, den sie sich im fremden Lande durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatten, von Herzen zu gönnen war. Es war dies das vierte Mal, daß mich der Weg zu ihnen führte, und seit dem sich gesprächsweise herausgestellt hatte, daß ich das Städtchen Thun im Berner Oberlande, wo ihre Wiegen gestanden hatten, so wohl kannte, hatte mein Kommen für sie immer ein gewisses Interesse. Ich erzählte ihnen jetzt, meinen Verdauungskaffee schlürfend, von dem Ziel meines diesmaligen Ausfluges, nicht ahnend, daß bei meiner Erwähnung der Namen Don Pablo und Flora ein solch herzliches Gelächter bei meinen Wirtsleuten ausbrechen würde. Eine ganze Anzahl von Anekdoten wußten sie zu erzählen von dem alten komischen Kauz und seiner Köchin. Daß diese Letztere viele gute Eigenschaften besaß, daß ihre Kochkunst für ein

Indianerweib geradezu erstaunlich war, gaben sie gern zu. Als ich aber erwähnte, daß dieser weibliche Cordon bleu ja auch sehr gut Deutsch plappern sollte, war des Prustens und Schüttelns vor Lachen bei der guten Doña Laura kein Ende. Nachdem ihr seelisches Gleichgewicht wieder etwas hergestellt war, stellte es sich heraus, daß die kluge Flora allerdings bei ihrer mexikanischen affen- und papageiartigen Nachahmungsbegabung eine Anzahl deutscher Vokabeln aufgeschnappt, die jedoch nicht über den Inhalt einer Durchschnitts-Speisekarte hinausgingen und hauptsächlich aus den Namen deutscher importierter Delikatessen und Spezialitäten bestand. Ihre Hauptschlager waren: Rollmops, Bismarckhering, Mahlzeit, Kümmelkäs, Schwarzbrot, Sauerkraut, Gurkensalat und Bratkartoffeln, Schnitzel, Pumpernickel, Kieler Sprotten, Sardellensauce usw., und wirke die Art und Weise, in welcher sie diesen Wortschatz bei allen möglichen und unmöglichen, passenden und unpassenden Gelegenheiten auskrame und anwende, urkomisch.

Nachdem Doña Laura nach Frauenart noch spöttischer Weise der Liebestorheit des Sechzig-

jährigen für die Sechzehnjährige gedacht und verschiedene Mutmaßungen geäußert hatte, brachen wir die Unterhaltung ab, um unseren Beschäftigungen oder Neigungen nachzugehen. Der Nachmittag und Abend vergingen, wie es jene Himmelsstriche mit sich bringen, unter Zigarettenrauchen, indolentem Nichtstun, Musik und obligatem Mosquitototschlagen.

Und nun kam die Kehrseite der Medaille. Während der nun folgenden halbdutzend Stunden stellten oder „lagen" die noch nicht tropenfesten Fremden das lebende Bild: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen! Die drückend heiße Nacht, die fast schneidbare Schwüle der Atmosphäre, einige Legionen von Mosquitos, das in seiner altmodischen Bauart schlecht ventilierte Zimmer, das Zwitschern, Pfeifen und Trillern einer, am Tage ungeahnten Existenz und Mannigfaltigkeit von gefiederten Bewohnern der Bäume des Patio und des anstoßenden Gartens, die Härte eines wahrscheinlich noch aus Cortez' Zeiten herstammenden eisernen Bettgestells, dessen muffige Musselin-Mosquito-Behänge das Atmen fast unmöglich machten, das Geflatter der durch die

offene Tür ein- und ausfliegenden Fledermäuse, deren Nester in den wurmstichigen Deckbalken unserer „Hotelzimmer“ benannten Kabusen waren, alles dies zusammen genommen machten selbst für einen durch Hitze und Müdigkeit erschlafften Geist und Körper den Genuß der Nachtruhe illusorisch und erst als mit dem Weichen der Dunkelheit etwas Morgenkühle einzog, stellte sich der sehnlichst gewünschte Schlummer ein. Aber er sollte nicht lange währen, noch war er nicht fest genug, um ein fremdes Geräusch ertragen zu können: Ein gewisses Etwas ließ mich fühlen, daß ich plötzlich nicht mehr allein war. Ich schaute auf, da saß auf den Steinfliesen an den Türpfosten gelehnt, eine in schneeweißes Linnen gehüllte Gestalt, unter den breiten Rändern des mächtigen Strohhutes schauten oder vielmehr träumten ein Paar große schwarze weiche Augen nach mir herüber. Etwas erstaunt stieß ich ein heftiges: „Wer da?“ heraus. Die Gestalt erhob sich, zog höflich den Hut und versicherte mir zunächst nach mexikanischer Art, daß sie mein treuer Diener sei. Jetzt erst konnte ich in der schlechten Beleuchtung des fensterlosen Zimmers

erkennen, daß es ein schlanker hübscher Halbindianer-Junge von zirka 18 Jahren war, der da vor meinem Bette stand. Im Laufe der nun folgenden Fragen und Antworten erfuhr ich nun, daß er Pancho hieß und Criado bei Don Pablo sei. Dieser habe ihn mit der Yegua gesandt um mich abzuholen, die Stute stände gezäumt im Corral hinter dem Hause und erlaube er sich ganz gehorsamst zu empfehlen, den nicht ganz unbeschwerlichen Ritt nach dem Rancho jetzt zu unternehmen, ehe die Sonne höher steige und ihn mit ihren sengenden Strahlen noch beschwerlicher mache. Ich sprang auf und eine halbe Stunde später hatten wir das Städtchen bereits im Rücken. Pancho schritt an meiner Seite. In dieser Gegend, wo er geboren und aufgewachsen war, kannte er jeden Schritt, jeden Fuß- und Saumpfad. Zwischen Bananen- und Kaffeepflanzungen, durch Zuckerrohrfelder und Orangenhaine, an den Kaskaden vorbei, durch den Cañon, durch ein beängstigendes Gewirr von riesenhaften Agaven und Kakteen ging es über zwei Stunden lang und Pancho sprach kein Wort. Wieder und wieder versuchte ich,

den einsilbigen Burschen durch Fragen nach Diesem oder Jenem zum Sprechen zu bringen, es war unmöglich, aus seiner Traumverlorenheit mehr als ein si oder no herauszubringen. Ich war durstig geworden durch den langen Ritt und sagte es ihm. Mit großer Gewandheit zapfte er eine Pulque-Pflanze an und ließ mich ihren weißen milchigen Saft trinken; aber er sprach nicht. Etwas seinen ganzen Gedankenkreis in Anspruch nehmendes mußte auf seiner Seele ruhen, etwas, daß sein Interesse derartig monopolisierte; und ein Wechseln der Farbe seines noch sehr kindlichen Gesichts ließ mich, sobald ich bei meinen Erkundigungen und Fragen einen gewissen Namen aussprach, unschwer erkennen, was die Ursache dieser melancholischen Gemütsstimmung war. Jetzt bei einer Biegung des Weges kam auch das kleine Landgut des Obersten in Sicht. Ich erkannte es sofort wieder; die Lage auf dem Hügel, das kleine Wohnhaus mit der Veranda, der Obstgarten, die zwei oder drei Nebengebäude, dahinter der lange Stall, in dem früher, als der Alte noch aktiv gewesen, gewöhnlich ein halbes Dutzend Gendarmerie-Dienstpferde

für den eigenen Gebrauch und für den der Ordonnanzen gestanden hatte. Alles dies stimmte derartig mit den Beschreibungen Don Pablos überein, daß ein Verkennen unmöglich war. Und da kam auch er schon selbst, der gute Alte, sein Gesicht spiegelte sichtbar das Vergnügen wieder, mich begrüßen zu können, er drückte nach Soldatenart mir etwas zu kräftig die Rechte. Aber er schien noch mehr zusammengeschrumpft zu sein, die Furchen in seinem Gesicht schienen sich noch verdoppelt zu haben, eine aschgraue Farbentönung lag auf der lederfarbenen Haut, er war sichtlich gebeugt, ein tiefer Kummer schien von seinem Herzen Besitz ergriffen zu haben. Ich stieg ab und Pancho ritt uns voraus, um so der weiblichen Besatzung von Fort Fernandez, wie der Oberst lächelnd sagte, meine Ankunft zu signalisieren. Wir schritten langsam nebeneinander her, eine richtige lebhafte Unterhaltung wollte nicht recht aufkommen. Es wäre nichts Neues zu berichten, die Hochzeit wäre verschoben, Flora freue sich sehr auf mich, das war ungefähr alles, was ich aus ihm herausbekommen konnte. Er hatte, wahrscheinlich zur Feier des Tages, seine

ehemalige Galauniform angelegt. Sie sah gewiß prächtig aus, diese in ihrer Art einzige, aus feinstem naturfarbigen Leder gefertigte, mit unzähligen Silberknöpfen, Silberbeschlägen, silbernen Regimentsnummern und feinster Silber-Filigran-Arbeit besetzte Uniform, die ebenfalls naturfarbenen hohen Reitstiefel mit den großen silbernen Sporen und die Krone des Ganzen: Der breite und mächtig aufstrebende, über und über mit silbernen Bordüren und Stickereien bedeckte Sombrero. Aber die Figur war wohl nicht dieselbe geblieben, die Jacke schlotterte ihm um den Körper, der Gürtel war zu weit geworden und der Hut war eine leibhaftige Illustration mit Variante des bekannten Kinderversleins:

Hut, wo willst Du mit dem Oberst hin?

Auf die Dauer wurde das Schweigen drückend. Der Oberst war kein Held im Schweigen und sichtlich kämpfte er im Innern mit sich, ob er mich zum Mitwisser seiner Kummergedanken machen sollte. Mehrmals zuckten seine Lippen, aber er sprach nicht. Man brauchte eben kein Gedankenleser zu sein, um zu erraten, was dem Seelenwirrwarr Don Pablos zu Grunde lag.

Sein Stillschweigen war ebenso beredt als das Panchos. Ihr Gedankengang ging dieselbe Richtung. Ein und derselbe Name füllte ihr Herz, überflutete es, drängte sich gewaltsam bis an ihre Lippen und wurde nur ungern und mit tiefen Seufzern zurückgehalten. In diesem weltvergessenen Erdenwinkel wirkten ebenso unaufhaltsam und mit ebenso elementarer Gewalt, dieselben Leidenschaften, die die Handlungen der Menschen bestimmen, die die Geschichte der Welt leiten und Weltgeschichte machen.

Inzwischen war auf der Veranda des Hauses eine helle, in der von Licht und Sonne durchsättigten Atmosphäre weithin sichtbare Gestalt erschienen, welche mit entschieden zu prononziertem Enthusiasmus mir mit Hilfe eines gewissen Etwas, das für ein Taschentuch sicherlich zu groß, für ein Tafeltuch jedoch vielleicht zu klein war, einen auf alle Fälle gutgemeinten Willkommengruß zuwinkte. Ueber die Identität dieser, wenn man so sagen darf, tief weiß gekleideten Gestalt war irgend ein Zweifel gänzlich ausgeschlossen; es konnte dies nur die vielgerühmte tia Flora sein. Der erste Eindruck ist der beste und hier

war er ein vorzüglicher. Sie mochte ungefähr 35 Sommer gesehen haben. Indianerinnen wissen selten ihr Alter genau anzugeben, aber wenn sie gelebt hatte, hatte sie jedenfalls gut und weise gelebt. Die Jahre, die sonst bei den Weibern ihrer Rasse grausame Verwüstungen anrichten, waren spurlos an ihr vorübergegangen, ihr Auge war frisch und glänzend, das Haar, das in üppigen und langen Zöpfen herunterhing, war tiefschwarz und „ihr Wuchs ja fürwahr war nicht übel“.

Hätte mich nicht bereits Doña Laura über den sonderbaren Wortschatz Floras aufgeklärt, so hätte ich notgedrungen in die größte Verlegenheit kommen müssen, mich bei dem nun folgenden Hervorprasseln culinarischer Genüsse aus ihrem Munde zurecht zu finden. Aber so dankte ich ihr nur auf spanisch herzlichst für den freundlichen Empfang und bat sie, in der Folge die Unterhaltung nur in der Landessprache führen zu wollen, aus Höflichkeit für die anderen Hausgenossen, die doch in der Sprache Schillers und Bebels nicht so gut Bescheid wüßten wie sie. Das Gastzimmer, in das sie mich nun führte,

und das mein Heim für die nächsten 8 Tage sein sollte, strotzte von Reinlichkeit und Behaglichkeit. Die Musselinvorhänge, der Mosquitoschutz des messingenen, wie Gold glänzenden Bettgestells waren frisch gewaschen und gebügelt und mit einer Anzahl rosa Schleifchen, die an allen passenden und unpassenden Plätzchen angebracht waren, verziert. Das nach Reisen dort allgemein übliche halbwarme Fußbad stand bereit, und mit erstaunlicher Gewandheit und wohltuender Dienstfertigkeit entledigte mich Flora der Stiefel und Strümpfe und erfrischte die brennenden Gliedmaßen.

Die Zeit meines Aufenthaltes auf dem Landgute verlief ohne daß sich etwas Wichtiges ereignete. Die gute Flora tat mit ihrer Aufmerksamkeit beinah zu viel des Guten. Ich wurde in einer Art und Weise verpflegt, verhätschelt und verpäppelt, die lebhaft an das Leben auf russischen Edelsitzen erinnerte; es war eine Mahlzeit ohne Ende. Don Pablo war die Zuvorkommenheit selbst, blieb aber düster und verschlossen und war die ganze Zeit im Allgemeinen unverdaulich. Die schöne Paula bekam ich über-

haupt nur selten und dann nur minutenlang zu Gesicht, ihr scheues und störrisches Wesen war wenig wohlgefällig; sie hatte nichts von dem offenen und liebenswürdigen Charakter ihrer Mutter und Tante. Was Pancho anbetrifft, so ging er seiner Arbeit in ruhiger und schweigsamer Weise nach, war äußerst höflich und gefällig. Aber über das, was die Gemüter aller Bewohner dieses Hauses unaufhörlich und einzig und allein bewegte, verlor man kein Wort. Und es war nicht an mir, dieses Stillschweigen zu brechen und mich in ein Vertrauen einzudrängen, das man mir nicht entgegenbrachte. Ich reiste ab, sandte als Dankesquittung einige passende Geschenke und hatte nach einigen Monaten Flora, Paula und Pancho so ziemlich vergessen, als ich eines Morgens auf den Stufen meines Geschäftshauses den schweigsamen Pancho schlafend vorfand, während die mir wohlbekannte Yegua ein paar Schritte davon an einem Türringe befestigt, ungeduldig mit den Hufen scharrte.

Die Nachricht, die der Bursche überbrachte, war äußerst betrübender Natur. Der Oberst war seit mehreren Tagen von alarmierend heftigen

Herzkrämpfen und Herzstichen befallen worden, sein Zustand war sehr beunruhigend. Der Arzt von Cuautla war gerufen worden, er hatte etwas Linderndes verschrieben, aber als er fortging, hatte er zu der Tia Flora kopfschüttelnd gesagt, er werde aus den Anfällen nicht recht klug und müsse man bei der Heftigkeit derselben auf das Aeußerste gefaßt sein. Die Tia Flora käme aus den Tränen garnicht mehr heraus, sie bliebe Tag und Nacht am Lager des Kranken, aber als gestern Abend wieder solch ein schrecklicher Krampf sich eingestellt habe, hätte sie in der Verzweiflung und um die Verantwortung nicht ganz allein zu tragen, ihm befohlen, sofort nach der Stadt zu reiten, um mich und ein paar Freunde Don Pablos zu benachrichtigen. Die ganze Nacht war er unterwegs gewesen, in den frühen Morgenstunden war er angelangt und erschöpft auf meinen Stufen eingeschlafen. Ich sah nach der Uhr, für den Morgenzug, den einzigen, der überhaupt in Frage kam, war es zu spät. Ich traf sofort alle Vorbereitungen, sandte Pancho mit seiner Stute nach der Caballeriza, um von den Strapazen der Nacht auszuruhen, befahl ihm,

um fünf Uhr nachmittags wieder an Ort und Stelle zu sein und meinen Fuchs fix und fertig gesattelt mitzubringen. Dann avisierte ich durch Boten Don Antonio, einen Neffen des Obersten, und ein paar Freunde des Erkrankten, deren Adressen Pancho mir angegeben hatte.

In der sechsten Abendstunde galoppierte dann eine kleine Reiterschaar mit Pancho als Abschluß durch die Vorstadt San Lazaro in den Campo hinaus. Bis Amecameca wurde kein Halt gemacht. Sobald wir aus den Bergen in das freie Land kamen, in welchem einige der Herren, die auch früher als Offiziere bei den Rurales gestanden hatten, die besten und schnelisten Beiwege kannten, ging es schnell vorwärts. Ich hatte den Herren von den intimen Vorgängen im Fernandez'schen Haushalte nichts mitgeteilt, da ich selber nur auf Mutmaßungen gestützt war. Als die Wege ebener wurden, blieb ich ein Stück hinter dem Trupp zurück und nahm kurzer Hand Pancho ins Gebet. Der gute Junge machte das verwundertste Gesicht der Welt, als er erfuhr, daß ich in seinem innersten Gedankengang so gut Bescheid wußte. Ich erfuhr nicht viel Neues,

nur, daß Paula den Liebesbewerbungen und dem Drängen des Obersten den hartnäckigsten und offensten Widerstand entgegensetzte. Der Oberst hatte wohl befürchtet, daß sie um der aufgezwungenen Heirat zu entgehen, zu fliehen beabsichtige, und da er sich nicht stark genug fühlte, auf ihren Besitz zu verzichten, hatte er, um eine Flucht zu verhindern und um ihren starken Widerstand zu beugen, sie in den Holzstall eingesperrt. Hier saß sie nun seit ungefähr acht Tagen, aber ihr Trotz und ihre Abneigung waren nur um so stärker geworden. Was die Tia Flora anbetraf, so hatte sie gänzlich davon abgesehen, sich in den Liebeshandel irgendwie einzumischen. Sie ging ihren Pflichten als Haushälterin gewissenhaft nach und gab weder ihrer Nichte noch dem Obersten Recht. Paula hatte sich inzwischen hilfesuchend durch Vermittlung ihres Liebhabers an eine alte Frau ihrer eigenen Rasse, die in dem Rufe einer weisen Frau stand, gewandt, mit welcher sie in der Dunkelheit der Nacht durch die Spalten des Holzgitters verkehrte. Die Krankheitserscheinungen Don Pablos seien seit einigen Tagen aufgetreten und immer heftiger geworden. Mehr wußte er

nicht, oder wollte er nicht sagen. Wir waren inzwischen in dem Territorium angelangt, in welchem der Bursche am besten Bescheid wußte, er wurde daher aufgefordert, sich an die Spitze der Kavalkade zu setzen und die Führung zu übernehmen.

Um sechs Uhr morgens trafen wir auf dem Rancho ein. Eine Stunde vorher war der Oberst infolge eines besonders heftigen Herzstiches in den Armen der ihm bis zum letzten Atemzuge treu ergebenen Flora gestorben.

Mit Begräbnissen wird in tropischen Ländern nicht lange gefackelt. Der Cura, die Behörden und der Rurales-Posten in Cuautla wurden im Laufe des Vormittags von dem Ableben benachrichtigt. Von diesem Letzteren wurde das Leichenbegängnis für den nächsten Morgen sechs Uhr festgesetzt. Flora schwamm in Tränen. Paula, welche inzwischen aus ihrer Einsperrung befreit war, ließ sich nicht blicken. Sie mochte wohl ihre guten Gründe hierfür haben. Pancho hatte mit Besorgungen und in der Caballeriza, welche seit Jahren nicht so komplett gewesen war, vollauf zu tun. Die Rurales hatten ihrem alten

Obersten zu Ehren, der in voller Galauniform auf dem Paradebett lag, vier Mann Leichenwache gestellt. Beileidsbesuche kamen angesprengt und ritten wieder fort. Alles ging äußerst feierlich und zeremoniell zu. Flora schwamm in Tränen und machte die Honneurs. Ehe ich zu Bett ging, sah ich naturgemäß nach meinem Fuchs, obgleich ich überzeugt war, daß Pancho es dem braven Tier an nichts fehlen lassen würde. Ich fand den Burschen im Stalle auf der Schwelle sitzend, das Gesicht in den Händen verborgen und als er es erhob, um zu sehen, wer der Eintretende sei, sah ich, daß es von Tränen überflutet war. Sein Gewissen war erwacht, die Rinde war von seinem Herzen geschmolzen, das Erkenntnis des Bösen in ihm erfolgt, leider zu spät. Ich schloß die Tür hinter mir zu und erkundigte mich erst, um ihm Zeit zur Beruhigung zu geben, nach meinem Pferde. Dann sagte ich ihm, daß er, falls er am Tode seines Herrn irgendwie beteiligt sei, nicht mit zum Begräbnis gehen solle. Diese einfache Ermahnung, die ihn wohl an die Tage seiner christlichen Glaubenslehre erinnern mochte,

aber vielleicht auch mit abergläubischen Ueberlieferungen seiner Rasse, die noch zäh an Hexenglauben und sonstigen übernatürlichen Ideen festhielt, zusammenhing, rief einen Ausbruch grenzenloser Verzweiflung in ihm hervor, sein Herz drängte nach oben und es war ihm eine unendliche Erleichterung, dasselbe vor einem Mitfühlenden auszuschütten und wenigstens etwas zu erleichtern. Er erzählte zwischen Schluchzen und Aufschluchzen von seinem Liebesverhältnis mit Paula, von dem Haß derselben gegenüber Don Pablo, der sich immer dämonischer in ihr gestaltete, je näher der verhängnisvolle Moment kam, von der Wut und Verzweiflung nach ihrer Einsperrung. Und dann kam des Rätsels Lösung, die Aufklärung der teuflischen Ermordung, allerdings per distance. Er berichtete, wie er auf Betreiben Paulas die alte Hexe, la Madre Concha geholt habe; wie diese für ein Sündengeld ein kleines wächsernes Ebenbild des Obersten verfertigt, wie Paula in dunklen Nächten nach Angaben der Alten unter heidnischen Gebeten und Verwünschungen mit Nadelstichen in die Herzgegend dem Leben des Verhaßten nachgestellt und endlich am heutigen

frühen Morgen, als sie das Kommen der Freunde ihres Herrn ahnte, und damit wohl irgend welche Befürchtungen für das Gelingen ihres Planes verband, eine grobe Stopfnadel unter Ausstoßen einer gräulichen Indianischen Verwünschung dort in das Bildnis eingerannt habe, wo die Hexe mit einem Kreuzlein die Stelle des Herzens gekennzeichnet hatte. Alles dies hätte ihm Paula im Laufe des Tages gebeichtet. Zur selben Sekunde, als die Stopfnadel ihr Vernichtungswerk an der kleinen Wachsfigur verübte, verendete der Oberst mit einem schrecklichen Aufschrei; Das Herz war ihm geborsten. Die alte indianische Zauberformel hatte, trotzdem daß das neunzehnte Jahrhundert fast sein Ende erreicht und eine liberale Regierung seit vielen Jahren mit allen Mitteln der Kultur Aufklärung und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung dieses fortschrittlichen Landes verbreitet hatte, nichts von seiner Stärke und Wirkung verloren. Das Begräbnis am nächsten Morgen gestaltete sich zu einer sehr eindrucksvollen und interessanten Zeremonie. Der reich geschmückte Sarg mit dem Hut und Säbel des Verstorbenen, die weiß gekleidete Indianer-

dorfkapelle, die merkwürdigerweise wahrscheinlich aus Mangel an Repertoir nordamerikanische Cake Walk-Weisen blies, die Abordnung der Rurales hoch zu Roß, die katholische Geistlichkeit, ebenfalls beritten, aber auf Mauleseln, eine Anzahl ehemaliger Kameraden des Obersten in silberstrotzenden Uniformen, Flora in Tränen schwimmend, die nun herrenlose Leibstute, Pancho, äußerst zerknirscht und ein ganzer Troß von zu Fuß und zu Pferde mehr oder weniger Leidtragenden, lautschwatzenden Inditos und Inditas. Eine kurze Predigt, eine Salve, ein paar Dutzend Schollen Erde und der Besitzer des Popocatepetl war der großen Majorität beigetreten.

Pancho hat sich am selbigen Tage bei den Rurales anwerben lassen, mit dem Ersuchen, in einer entfernten Garnison eingereiht zu werden.





